

DER FELS

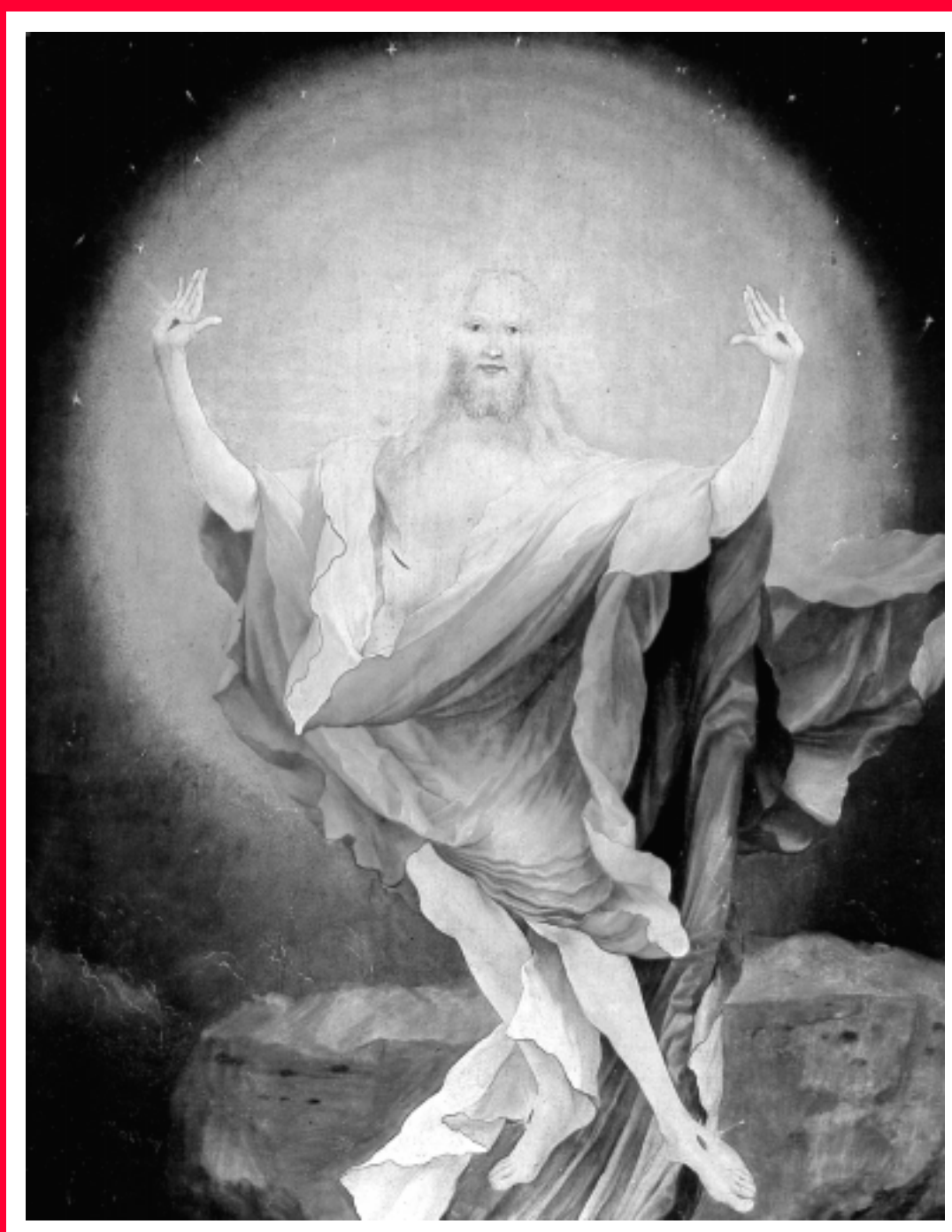
Bischof Dr. Kurt Krenn
Ich weiß, dass mein Erlöser lebt S. 99

Prof. Dr. Giovanni B. Sala SJ
Aus dem Schatz der Kirche:
Der Jubiläumsablass S. 100

Dr. Bruno Hügel
Ein ungewöhnlich heiligmäßiger
Mensch S. 103

Katholisches Wort in die Zeit

31. Jahr Nr. 4 April 2000



DER FELS - Katholische Monatsschrift.
Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes

Verlag: Der Fels-Verlag GmbH

Herausgeber: Initiativkreis katholischer Laien und
Priester in der Diözese Augsburg e.V.
Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering,
Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743
Verlagsleitung: ebendort
Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau
Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32
Seiten. **Bezugspreis** jährlich einschließlich Porto
und Versand: **DM 40,-**; ins Ausland **DM 45,-**; **öS**
320,-; **sF 38,-**; Abbestellungen sind nur halbjährlich
möglich bis zum 15. Juni oder 15. Dezember.

Bestellung: An den Fels-Verlag GmbH, Postfach 1116,
D-86912 Kaufering

Einzahlung der Bezugsgebühren Deutschland:
Konto Fels-Verlag, Raiffeisenbank Kaufering-Lands-
berg eG, Nr.: 519 952, BLZ: 701 694 26, Postbank
München, Nr.: 598935-806, BLZ: 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Bezugsge-
bühren an: Landeshypothekenbank Salzburg, Fels-
Verlag, Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Bezugsgebühren
an: Fels-Verlag, Schweizer Postscheckkonto Nr.:
40-352273-9

Andere Länder: Bestellungen wie oben, Bezugs-
gebühren - nur durch Auslandspostanweisung oder
Euroscheck - an: Auslieferung „Der Fels“, Post-
fach 11 16, D-86912 Kaufering.

INHALT:

Bischof Dr. Kurt Krenn: Ich weiß, dass mein Erlöser lebt	99
Prof. Dr. Giovanni B. Sala SJ: Aus dem Schatz der Kirche: Der Jubiläumsablaß	100
Dr. Bruno Hügel: Ein ungewöhnlich heiligmäßiger Mensch	103
Prof. Dr. Hubert Gindert: Alcide De Gasperi: Er mißbrauchte zu keiner Zeit die Macht, die ihm das Volk anvertraut hatte	106
Jürgen Liminski: Mammon führte das große Wort	108
Franz Salzmacher: Das Abziehbild von RTL	112
Interview mit Pater Werner Schmid: St. Josefs Gemeinschaft - Hoffnung für viele ...	114
Dr. Andrea Dillon: Frauenfeindliche Kirche oder kirchenfeindliche Frauen Teil II	116
OSt. D. Robert Kramer: Hinführung zur Erstkommunion	119
Auf dem Prüfstand	120
Zeit im Spektrum	122
Bücher	124
Nachrichten	126
Forum der Leser	127

Titelbild: Die Auferstehung, Bildausschnitt, M. Seidl:
Der Isenheimer Altar von Mathis Güneward, Belser
Verlag, 1990, S. 58.

Fotos: 99 P. Tomschi, Wien; 101 P. Düren: „Der
Ablass in Lehre und Praxis“, Stella Maris Verlag,
Buttenwiesen 2000, Titel; 130, 104 Hügel; 107 30
Tage, Nr. 9-1994, S. 47, S. 51; 109, 111 Liminski;
114 Schmid; 117 H. Weigert: „Die Geshichte d. dt.
Kunst“, Umschau Verlag, Frankfurt a. Main, 1963,
S. 134; W. Pinder: „Die Kunst d. dt. Kaiserzeit“, Ver-
lag E.A. Seemann, Leipzig 1937, S. 257; 119 Kramer;
128 Archiv;



Liebe Leser,

Der Evangelist Johannes erzählt im 9. Kapitel die Geschichte eines blind geborenen Bettlers, der von Jesus geheilt wird. Aber statt dieses Wunder dankbar anzuerkennen und daraus den Schluß zu ziehen, dass Jesus der erwartete Messias sei, versuchen die Pharisäer mit blinder Hartnäckigkeit das Geschehene ungeschehen zu machen. Als das nicht gelingt, spielen die Pharisäer am Schluß brutal ihre Macht aus: Der Geheilte wird aus der Gemeinschaft der Synagoge ausgeschlossen. Wenn wir uns mit offenen Augen umsehen, können wir viele Beispiele eines bewußten Sichverschließens der Wahrheit gegenüber sehen: In den Informationen des vom Zdk organisierten 91. Katholikentags in Hamburg steht: „Katholikentage erleben heißt, Menschen begegnen, Dialoge führen, Meinungen austauschen“. Die Wirklichkeit ist anders. Die Katholikentagsleitung war nur dann bereit, das Programm der Initiativkreise zu akzeptieren, wenn der Vortrag des Bundeskurats der Katholischen Pfadfinder Europas (KPE) Pater Höhnisch (SJM) und die Programmbeiträge der KPE gestrichen würden. Läßt man die vorgeschobenen formalen Gründe für die Ausgrenzung beiseite, so bleibt: Das Wirken der KPE stehe im erklärten Gegensatz zur pädagogischen und jugendpastoralen Arbeit der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg (DPSG). Die KPE zeigt, dass auch heute eine echte katholische Jugendarbeit möglich ist. Das ist für den Bund der deutschen katholischen Jugend (BDKJ) unerträglich, jener Jugend, bei der Pater Otto Maier nach gründlicher Untersuchung zu dem Ur-

teil kommt „ganz sicher nicht katholisch“. Die Entscheidung der Katholikentagsleitung reiht sich in die Negativbilanz eines unbelehrbaren Zdk ein. Man sollte es dort lassen, wo es steht. Neuen Wein kann man nicht in alte Schläuche füllen!

Die fehlende Kraft, aus Fehlentwicklungen zu lernen, sie als Herausforderung anzunehmen, sehen wir auch bei einigen Vorhaben, die einmal als „Reformen“ groß angekündigt wurden, z.B. in der Gesetzgebung für Ehe und Familie oder im Jugendschutz. So schlug kürzlich die Staatssekretärin im Familienministerium Edith Niehuis vor, an den Schulen Kondomautomaten aufzustellen. Statt die Jugend vor sittlicher Verwilderung zu schützen, ruft sie den Bankrott der bisherigen Jugendschutzpolitik aus.

Dass jedoch auch in der Politik verantwortliches Handeln möglich ist, zeigt das Wirken heiligmäßiger Staatsmänner wie De Gasperi.

Ein anderes Zeichen unserer säkularisierten Zeit ist die Unfähigkeit zu echter Versöhnung. Am Ende vieler Konflikte steht nicht der auf Versöhnung gegründete Friede, sondern nur ein Waffenstillstand, weil die Bereitschaft zur Übernahme der Verantwortung für begangenes Unrecht fehlt. Hier setzt wieder einmal der Papst mit seiner Vergebensbitte vom 12. März ein Zeichen. Es ist derselbe, der mit einer Fülle von Heilig- und Seligsprechungen die leuchtenden Seiten der Kirche herausstellt, der aber zugleich den Mut hat, Sünden und Fehler der Glieder des Corpus Christi Mysticum zuzugeben. Als Christen wissen wir, dass der verlorene Sohn, der sich zur Umkehr entschließt, immer den barmherzigen Vater findet, der schon nach ihm Ausschau hält, um mit ihm das Fest der Rückkehr zu feiern. Die Zeit bis Ostern ist eine besondere Chance für diese Umkehr.

*Herzliche Ostergrüße
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert*

Ich weiß, dass mein Erlöser lebt

Gedanken zum Osterfest

Von Bischof Dr. Kurt Krenn



Dr. Kurt Krenn, ein Bischof, der das Wort Gottes verkündet „Sei es gelegen oder ungelegen“.

Das Osterfest vereint die Christen zu heiliger Freude. Wir sterblichen Menschen feiern den Sieg über den Tod, der allen Menschen gewiß ist. Der Mensch hat viele Feinde. Der unbittlichste Feind ist der Tod, der keine Ausnahmen macht.

Der Tod ist eigentlich nicht mehr als ein Nichts, denn er macht alles zunichte, was mit dem Leben des Menschen verbunden ist: vorbei das Glück, vorbei die Hoffnung auf einen nächsten Tag, vorbei alles, was uns gehört, vorbei aller Besitz, vorbei die Geborgenheit bei lieben Menschen, vorbei die Welt, in der wir noch so vieles tun und entdecken wollten.

Der Tod ist Auflösung, denn er zerreißt die innigste Einheit von Seele und Leib des Menschen: der Leib zerfällt; bald haben sich die letzten Spuren des Menschen in der Welt verloren. Verzweifelt fragt schon im Alten Testament der Dulder Ijob: „Ich habe keine Hoffnung. Die Unterwelt wird mein Haus, in der Finsternis breite ich mein Lager aus. Zur Grube rufe ich: Mein Vater bist du! Meine Mutter, meine Schwester! Wo ist dann meine Hoffnung und wo mein Glück? Wer kann es schauen? Fahren sie zur Unterwelt mit mir hinab, sinken wir vereint in den Staub?“ (16,13-16).

Desselben Dulders Ijob aber hoffnungsvolle Worte hat die Liturgie der Kirche in neuer Wirklichkeit verstanden: „...ich weiß: mein Erlöser lebt, als letzter erhebt er sich über dem Staub. Ohne meine Haut, die so zerfetzte, und ohne mein Fleisch werde ich Gott schauen. Ihn selber werde ich dann für mich schauen: meine Augen werden ihn sehen, nicht mehr fremd“ (19,25 ff.).

Der gequälteste Mensch darf bekennen: Mein Erlöser lebt. Als die Nacht am dunkelsten war, als der

wahre Gott und wahre Mensch Jesus Christus am Kreuz starb, kam das Licht: mein Erlöser lebt. Denn Jesus Christus ist vom Tod erstanden: Einer ist wie alle anderen gestorben; einer ist für alle gestorben; einer durchschritt den Tod und hat gelingen lassen, was für alle gelingen soll; der eine ist Jesus Christus.

Am Osterfest feiern wir, was wir glaubend bekennen: Jesus Christus, gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgestiegen in das Reich des Todes, am dritten Tag auferstanden von den Toten. Statt langer Reden und Erklärungen wollen wir Christus hören, der zu Marta, die ihren Bruder Lazarus betrauert, sagt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird auf ewig nicht sterben“ (Joh 11,25 f.).

Wer an die Auferstehung glaubt, der versteht auch das Gut seines eigenen Lebens viel besser. Unser Leben ist immer schon viel mehr als Gesundheit und Leiblichkeit, viel mehr als ein paar Jahrzehnte in Lebenstagen; der Tod kann das Lebenswerk Gottes in uns nicht zerstören. Unser Leben ist eine Tat und eine Gabe Gottes, von der sich Gott nie mehr zurückziehen will. Denn Gott ist treu; er wird den Menschen, den er als sein Bild und Gleichnis schuf, nie mehr aufgeben und ins Nichts versinken lassen. Die Treue Gottes ist die unverlierbare Mitte unseres Lebens.

Die Untreue des Menschen, die Sünde des ersten Menschen, war es, die den Tod brachte. Der Tod kann nur dort bedrohen und zerstören, wo die Treue in Frage gestellt ist. Noch einmal aber und für immer erneuerte Gott den Bund der Treue, als er in Jesus Christus

die Sache und das Leben des Menschen sich zum eigenen Geschick machte. Durch Christus steht unser Leben in der Treue Gottes. Wer glaubt und treu ist, wird leben, auch wenn er stirbt. Seien wir nicht ängstlich besorgt um unser Leben; in Treue zu Gott und zu seinem Willen dürfen wir unser Leben festhalten, und wir werden es nicht verlieren, auch wenn wir sterben.

Die Treue Gottes ist unendlich stärker als das Sterben des Menschen. Jesus selbst nennt uns das Ziel seiner Sendung im Abschiedsgebet zum Vater vor seinem Leiden: „Das ist das ewige Leben: dich den einzigen wahren Gott, zu erkennen und Jesus Christus, den du gesandt hast“ (Joh 17,3).

Die Treue zu Gott ist es, die deine Todesangst überwindet, dein Leiden ertragen hilft und dein armseliges Menschenleben schon in seiner einst vollkommenen und ewigen Fülle erahnen läßt. Wer die Treue des Christseins wagt, der darf mit dem Apostel Paulus sagen: „Für mich ist Christus das Leben, und Sterben Gewinn“ (Phil 1,21)

An der Frage von Tod und Leben kommt kein Mensch vorbei. Vielleicht stehst du noch zögernd und zweifelnd vor den großen Geheimnissen der Liebe Gottes. Du darfst auch schon aus weiter Ferne in den Osterjubel einstimmen: Ich weiß, dass mein Erlöser lebt. □

In seiner Verkündigungsbulle zur Feier der zweitausendsten Wiederkehr des Geburtsjahres Christi weist der Heilige Vater auf eines der wesentlichen Elemente des Jubiläumsereignisses hin, den Ablass. Es handelt sich um eine alte Praxis der Kirche, die am Schnittpunkt zweier Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses liegt: der „Gemeinschaft der Heiligen“ und der „Vergebung der Sünden“. Das große Jubiläum des Jahres 2000 hat deutlich gemacht, dass im christlichen Volk bezüglich des Ablasses, der freilich einen viel weiteren Praxisbereich kennt als nur das alle 25 Jahre wiederkehrende „Heilige Jahr“, ein gewisser Aufklärungsbedarf besteht. Folgende Überlegungen möchten zu dieser Aufklärung der „kostbaren Gabe“ des Ablasses beitragen.

Zuvor sollte freilich klar sein, was eine theologische Reflexion überhaupt leisten kann. Dem Theologen fällt nämlich keineswegs die Aufgabe zu, Wahrheiten des christlichen Glaubens zu beweisen. Darin unterscheidet er sich z.B. vom Naturwissenschaftler in seinem eigenen Bereich. Der Theologe nimmt, wie jeder Gläubige auch, die Wahrheiten der Heilsordnung aus der göttlichen Offenbarung auf, so wie sie in der Kirche gelehrt werden. Seine Aufgabe ist es, nach einem Verständnis (intelligentia) der Geheimnisse aufgrund der Analogie mit den natürlichen Wahrheiten und des Zusammenhanges der übernatürlichen Wahrheiten untereinander zu suchen¹.

Die Mühe um ein solches Glaubensverständnis ergibt sich aus der Liebe zu jenen Wahrheiten, durch die Gott uns „sich selbst und das Geheimnis seines Willens“ kundgetan hat (Dei verbum, 2). Weil nämlich der Gläubige seine Zustimmung nicht wegen Vernunftgründen gibt, sondern aus Liebe, strebe er deshalb, sagt der heilige Bonaventura, nach Gründen, die ihm das Geglauhte verständlich machen. Durch dieses Verständnis wird der Glaube zu einem Bestandteil des geistigen Lebens im Raum der jeweiligen Kultur, und damit ist er in dieser Kultur mitteilbar.

Aus dem Schatz der Kirche: Der Jubiläumsablass

Von Giovanni B. Sala

Der Verfasser erläutert in einer sehr verständlichen Sprache in fünf Schritten die Bedeutung des Jubiläums-Ablasses für die Gläubigen. Er betont zunächst die Aufgabe der Theologen, nach Glaubensverständnis zu suchen. Deshalb gilt es zunächst, den Unterschied zwischen dem Bußsakrament (Einsetzung durch Christus) und Ablass (auf die Kirche übertragene Vollmacht) zu verdeutlichen. Der Autor stellt dann dar, wie die historische Ausgestaltung des Bußsakramentes und das Ablasswesen miteinander verknüpft sind. Im abschließenden Schritt zeigt der Verfasser auf, warum die Vergebung der Schuld nicht automatisch die Tilgung der zeitlichen Sündenstrafen beinhaltet.

Von der kanonischen Buße zum Ablass

Der Ablass ist eng mit dem Bußsakrament verknüpft. Die verwickelte Geschichte dieses Sakramentes ist einer der Gründe der ebenfalls nicht geradlinigen Entwicklung des Ablasses. Von dieser Entwicklung soll hier lediglich das erwähnt werden, was unerlässlich ist, um die gegenwärtige Lehre und Praxis des Ablasses zu verstehen. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden liegt darin, dass sich die Buße auf die Einsetzung durch Christus zurückführen läßt, während der Ablass von der Kirche kraft der ihr verliehenen „Vollmacht der Schlüssel“ (DS 1448) eingeführt worden ist.

Wesen und Sinn des Ablasses kann nur im Zusammenhang mit der Geschichte des Bußwesens verstanden werden, weil der Ablass aus verschiedenen Elementen der Bußpraxis zusammengewachsen ist, näherhin aus dem für das Bußsakrament konstitutiven Moment der Tilgung der Straffolgen der Sünden.

Schon die Heilige Schrift lehrt, dass die Vergebung einer Schuld von seiten Gottes nicht immer den Erlaß der mit der Sünde verbundenen Strafen einschließt. Besonders deutlich ist das der Fall bei David, dem der Prophet Natan, nachdem er seine Sünde gestanden hatte, wissen ließ:

„Der Herr hat dir deine Sünde vergeben“ (2Sam 12,13); dies aber ersparte dem König die Strafe, nämlich den Tod des Kindes seiner Sünde, nicht.

Die Kirche der ersten Jahrhunderte zeugt von einer Versöhnung der Gläubigen mit der Kirche und dadurch mit Gott, die nach der Taufe Sünden begangen hatten, zugleich aber von einer Vorbereitung darauf durch ein langes und hartes Bußetun. An diesem Reinigungsprozeß, der freilich von der Gnade getragen war, wirkte die Kirche mit: Sowohl durch Auferlegung einer der Schwere der Sünden entsprechenden Buße, wie auch durch ihre Fürbitte in der Liturgie.

Der spätere Übergang (ab dem 6. Jahrhundert) zu einer Versöhnung bereits zu Beginn des sakramentalen Bußverfahrens hob die Notwendigkeit einer darauffolgenden Buße nicht auf. Für diese Buße sahen die damals entstandenen Bußbücher entsprechende Bußtaxen vor. Wichtig ist die Anmerkung, dass diese kanonische Buße keine bloß kirchliche, disziplinäre Maßnahme war, sondern als Weg zur Tilgung der Sündenstrafen vor Gott verstanden wurde. Die Begleitung durch die amtliche Fürsprache der Kirche für den Sünder blieb weiterhin Bestandteil des Bekehrungsprozesses.

Gerade die festen Bußansätze führten ab dem 11. Jahrhundert zu einer Praxis, die die Einführung von

Ablässen im eigentlichen Sinne bedeutete, nämlich zu einem Erlaß des taxierten Bußwerkes. Denn die Kirche war der Überzeugung, dass ihr fürbittendes Gebet dem Gläubigen auf dem Weg der Umkehr zugute kommt, insofern es den Erlaß der zeitlichen Sündenstrafen vor Gott bewirkt.

Dieser Erlaß wurde so bemessen, wie wenn der Betreffende die vorgesehene kanonische Buße geleistet hätte. In diesem Sinne ist zu verstehen, was bis zur Neuordnung des Ablasswesens durch Papst Paul VI. üblicherweise als Ablass von z.B. dreihundert Tagen oder sieben Jahren bezeichnet wurde, während mit „vollkommenem“ Ablass die Nachlassung der ganzen zeitlichen Strafe gemeint ist. An die Stelle dieser Maßgabe trat seitdem „eine neue Bemessungsart, bei der das Tun des Christgläubigen selbst, der das mit einem Ablass versehene Werk verrichtet, beachtet wird“²; d.h. also der Verdienst, den die Größe seiner Liebe und der Wert seines Werkes kraft der Vereinigung mit Christus schon in sich vor Gott hat, wird durch den autoritativen Einsatz der Kirche gleichsam verdoppelt.³

Der mit dem Aufkommen der Scholastik einsetzenden theologischen Reflexion auf die Praxis des nunmehr etablierten Ablasses ging es vor allem darum zu klären, aus welchem Grund der Ablass als Ersatz für die erlassenen Bußwerke wirken kann. Das Ergebnis war die Lehre vom Kirchenschatz, die ihrerseits das Gewähren von Ablässen auch außerhalb des Bußsakraments förderte.

In der Bulle vom Papst Clemens VI. für das Jubiläumsjahr 1350 fand die Lehre des Kirchenschatzes seine erste lehramtliche Äußerung. Die bereits seit dem 13. Jahrhundert praktizierte Zuwendung des Ablasses an die Armen Seelen im Fegfeuer „auf die Weise der Fürsprache“ wurde 1484 durch Sixtus IV. (DS 1398) und später durch Leo X. (DS 1448) bestätigt. Die Praxis, einen Ablass anderen Lebenden zuzuwenden außer demjenigen, der dessen Bedingungen erfüllt, kennt die Kirche nicht.

Ein Austausch geistlicher Güter

Aus dem Gesagten erhellt, dass der Ablass eine Form jenes fürbittenden Gebetes ist, das die Kirche für alle ihre Glieder verrichtet, um sie von den Sünden und von den dafür geschuldeten Strafen zu befreien. Das Besondere an dieser Fürbitte ist, dass sie durch den Ablass einem bestimmten Glied des mystischen Leibes Christi zugewandt wird. Als Fürbittgebet der heiligen Kirche, und zwar für ein Gut, das dem Willen Gottes gemäß ist, ist der Ablass von sich aus zweifellos wirksam. Aber auch hier gilt die Grundstruktur der Heilswirklichkeit, dass nämlich dem Wirken der Gnade das freie, von die-



Mittelalterliche Vorstellung der Hilfe für die armen Seelen; Französisches Stundenbuch, Miniatur zum Totenoffiz, um 1460.

sem zuvorkommenden Wirken getragene Mitwirken des Menschen entsprechen muß, so dass die Empfänglichkeit des Menschen auch Grenzen der Wirksamkeit des Ablasses entgegenstellen kann.

Der seit dem 14. Jahrhundert entwickelte Begriff des „Kirchen-

schatzes“ bezeichnet das Ganze der Heilswirklichkeit, das, wie Papst Clemens VI. lehrte, aus den „unbegrenzten Verdiensten Christi“ sowie aus den „Verdiensten der seligen Gottesgebärerin und aller Erwählten“ (DS 1027) zusammengesetzt ist.

Dazu schreibt Papst Johannes Paul II. in seiner Bulle: „In Christus und durch Christus ist das Leben des Christen durch ein geheimnisvolles Band mit dem Leben aller anderen Christen in der übernatürlichen Einheit des mystischen Leibes verbunden. So kommt es zwischen den Gläubigen zu einem wunderbaren Austausch geistlicher Güter, kraft dessen die Heiligkeit des einen den anderen zugute kommt, und zwar

mehr als die Sünde des einen den anderen schaden kann. Es gibt Menschen, die gerade ein Übermaß an Liebe, an ertragenem Leid, an Reinheit und Wahrheit zurücklassen, das die anderen einbezieht und aufrichtet. Es ist die Wirklichkeit der Stellvertreterschaft, auf die sich das ganze Geheimnis Christi gründet.“ Zu diesem gegenseitigen Geben und Nehmen im mystischen Leib Christi zitiert der Heilige Vater die Stelle aus dem Kolosserbrief, an der Paulus seine eigenen Leiden in Verbindung mit dem Erlösungswerk Christi als stellvertretenden Dienst für die Kirche deutet: „Für den Leib Christi, die Kirche, ergänze ich in meinem irdischen Leben das, was an den Leiden Christi noch fehlt.“ (1,24)

Ein Ansporn zum Läuterungsprozeß

Ist die Gewinnung des Ablasses ein leichter und sicherer Weg zur Tilgung der Sündenstraffolgen als die persönliche Buße und die stete Mühe um

Fortschritt in der Heiligung? Es ist uns Menschen nicht möglich, eine „rechnerische“ Antwort auf diese Frage zu geben; ja eine solche Vorstellung steht eher dem entgegen, was wir aus der Offenbarung und der Lehre der Kirche über die Sünde einerseits und über die Barmherzig-

keit und Gerechtigkeit unseres himmlischen Vaters andererseits wissen. Sicher ist, dass unsere Mutter Kirche durch die Gewährung des Ablasses uns ein Mittel schenkt, das „früher und wirksamer“ (Katechismus der Katholischen Kirche, 1475) die nach der Aufhebung der Schuld noch nötige Läuterung bewirkt.

In der Tat geschieht der freie Willensakt, in dem die Sünde eigentlich besteht, nicht isoliert von unserem ganzen psychischen Leben. Er wirkt bis hin in seine sinnhafte Schicht, wo die Sünde eine objektive Beschädigung und Verwirrung verursacht. Deshalb entbindet der Ablass nicht von einer sittlich-existentialen Bemühung, um die objektive Unordnung in uns zu beseitigen. Gerade die Sündenvergebung durch die sakramentale Lossprechung, zusammen mit dem Ablass als Befreiung von den zeitlichen Strafen, sollen als Ermutigung zu diesem Läuterungsprozeß wirken, insofern er von der Zuversicht getragen wird, „dass er einen Sinn erhält, (weil er) angenommen und aufgenommen wird“, schreibt der Papst.

Der Ablass ist kein Ersatz für den Weg der Buße und der Reinigung, sondern Ansporn und Hilfe, diesen Weg zu begehen. In einem Brief von 1966 anlässlich des Jahrestages der Verleihung des Portiunkula-Ablasses schrieb Papst Paul VI.: „Der Ablass ist nicht der bequemere Weg, auf dem wir die nötige Buße für unsere Sünden vermeiden können; er ist vielmehr eine Unterstützung, die die Gläubigen, in demütigem Bewußtsein ihrer Gebrechlichkeit, im mystischen Leib Christi finden, das als Ganzes zu ihrer Bekehrung durch Liebe, Beispiel und Gebet mitwirkt“⁴. Der Ablass erschöpft sich nicht in der Handlung für seine Gewinnung, sondern gehört zu jenem Weg der Buße, zu dem jeder Christ bis zu seinem Lebensende berufen ist.

Vergebung der Schuld und zeitliche Strafen

Bei den bisherigen Überlegungen ist die entscheidende Voraussetzung der Lehre vom Ablass nicht erörtert worden, dass nämlich auch nach der sakramentalen Vergebung der Sünden und dem damit verbundenen Er-

laß der ewigen Strafe (d.h. der Unfähigkeit zur ewigen Gemeinschaft mit Gott) zeitliche Strafen als Folgen der Sünden zurückbleiben. Was bedeutet diese Wahrheit, die das Konzil von Trient definiert hat (DS 1689, 1712)? Gemäß dem zu Beginn dieses Aufsatzes Gesagten gilt es, auf der Basis des Zusammenhanges, in dem die Wahrheit des Ablasses angesiedelt ist, eine Intelligibilität zu finden, die ihren Sinngehalt einigermaßen erschließt.

Auch schon auf der natürlichen Ebene kann ein durch Schuld zerstörtes Freundschaftsverhältnis nicht allein durch die vorbehaltlose Vergebung von seiten des Unschuldigen voll wiederhergestellt werden. Denn bei dem Schuldigen können vielfache Elemente, in denen die Freundschaft Bestand hat, bzw. die sie begleitet und unterstützt haben, immer noch fehlen oder lädiert sein. Mehr noch, der Schuldige kann das dem Freund zugefügte Unrecht nicht einfach vergessen und sich sofort so verhalten, als ob nichts geschehen wäre. Die Großzügigkeit des Vergebenden dispensiert den Schuldigen nicht, verlangt vielmehr, dass er in irgendeiner Weise den verursachten Schmerz teilt und sich mit dem Freund solidarisch zeigt.

Zu der durch die Sünden lädierten Grundlage für ein volles Kindestverhältnis zu Gott schreibt der Katechismus, 1472: „Jede Sünde, selbst eine geringfügige, zieht eine schädliche Bindung an die Geschöpfe nach sich, was der Läuterung bedarf, sei es hier auf Erden, sei es nach dem Tod im sog. Purgatorium (Läuterungszustand). Diese Läuterung befreit von dem, was man zeitliche Sündenstrafen nennt“. Zur Beseitigung der selbstverschuldeten Hindernisse in unserem Willen und in den damit verbundenen Affekten gegen das, was vor Gott das Wahre und das Gute ist, stellt der verliehene Ablass eine Vorwegnahme und zugleich einen Ansporn dar.

Der Katechismus warnt davor, diese Strafen als eine Art Rache anzusehen, die Gott von außen her ausübe; es handle sich vielmehr um etwas, das sich aus der Natur der Sünde ergibt und zur Sünde geneigt macht (vgl. DS 1515). Kein Wunder deshalb, dass im Sünder auch nach der Beichte solche Unlauterkeiten übrigbleiben, die zwar den wieder-

gewonnenen Zustand der Gotteskindschaft nicht aufheben, aber dessen Entfaltung zu einer vollen Liebesgemeinschaft mit dem heiligsten Gott entgegenstehen.

Es ist ein zu aller Zeit fundamentales Element christlichen Lebens gewesen, dass Sünder wie Heilige das Leiden angenommen bzw. auf sich genommen und Buße getan haben, um ihre Sünden zu sühnen und irdische Anhänglichkeiten auszumerzen. In diesem Sinne ist es durchaus richtig, von einem Abbüßen von Strafen zu sprechen, die Folgen der Sünden sind.

Die zeitlichen Strafen sind der objektivierte Niederschlag der eigenen sündigen Entscheidungen, der dem Menschen das sittliche Mühen erschwert; gerade deshalb sind sie in ihrem Strafcharakter von Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit gewollt, um die gestörte Ordnung im Menschen und um ihn wiederherzustellen. Die immanenten Folgen der Sünden wirken sich als Strafen der Sünden aus.

Aber der eigentliche Sinn der persönlichen Buße im Zusammenhang mit dem Ablass kann nicht erfaßt werden, wenn diese Buße im Kontext des menschlichen Strafwesens gedeutet wird, in dem, nachdem Gerechtigkeit durch Abbüßung der verhängten Strafe wiederhergestellt worden ist, eine Vergebung der Schuld weder erwartet noch gegeben wird. Es muß vielmehr der Kontext des Bußsakraments herangezogen werden, in dem es um die Vergebung von Schuld geht und in dem deshalb die Buße freiwillig aus Liebe angenommen und mit Verabscheuen der Schuld geleistet wird und der Sünder so den Erlaß von Schuld und Strafe erlangen und damit wieder zur vollen Eintracht mit Gott heimfinden kann. □

¹ Denzinger-Schönmetzer, *Enchiridion Symbolorum, Definitionum et Declarationum de rebus fidei et morum* [= DS] 351973, 3016.

² Papst Paul VI., *Apostolische Konstitution über die Neuordnung des Ablasswesens „Indulgentiarum doctrina“* vom 1. Januar 1967, Nr. 12 (Nachkonziliare Dokumentation, Trier 1967, Bd. 2 - mit Kommentar „Zur Theologie des Ablasses“ von Otto Semmelroth SJ - 117).

³ O. Semmelroth, *a.a.O.*, 71.

⁴ *Acta Apostolicae Sedis* 58 (1996) 632.

„Ein außerordentlich heiligmäßiger Mensch“

*Erneuter Antisemitismusvorwurf gegen Papst Pius XII. als haltlos erwiesen
Seligsprechungsprozeß wird fortgeführt*

Von Bruno Hügel

Der Vatikan dementierte die Meldung einiger US-Nachrichtenagenturen vom 26. Oktober letzten Jahres, in der verlautete, der Direktor des Jüdischen Weltkongresses Elan Steinberg habe erklärt, der Seligsprechungsprozeß für Papst Pius XII. werde verzögert¹. Zu Irritationen hatten in diesem Zusammenhang Behauptungen des Schriftstellers John Cornwell geführt, Pius XII. habe antisemitische Tendenzen erkennen lassen. Der Untersuchungsrichter für Selig- und Heiligsprechungsverfahren, Jesuitenpater Peter Gumpel, entkräftete in einem Interview diese jüngste Behauptung Cornwells und kündigte den Abschluß des Seligsprechungsverfahrens noch in diesem Jahr an².

Hintergrund der erneuten Kampagne gegen Papst Pius XII., nach den Attacken in Rolf Hochhuths Theaterstück „Der Stellvertreter“, das vor Jahren als Prophylaktikum gegen eine Kanonisierung dieses Papstes konzipiert worden war³, stellte nun erneut die Veröffentlichung eines Buches des britischen Autors John Cornwell mit dem provozierenden Titel „Hitler's Pope. The secret history of Pius XII.“ (Verlag Viking, London, 1999) dar. Der Titel der deutschen Übersetzung fällt gemäßiger aus und lautet: „Pius XII. Der Papst, der geschwiegen hat.“

Der Verfasser geht dem Antisemitismusvorwurf gegen Papst Pius XII. nach, der durch das Buch John Cornwells „Pius XII., der Papst, der geschwiegen hat“ ausgelöst wurde. Er zeigt, wie wenig seriös Cornwell recherchiert hat, wie wesentliche Behauptungen Cornwells gegen Pius XII. nicht der Wahrheit entsprechen und Verleumdungen sind. In den Ausführungen des Autors kommen neben dem Untersuchungsrichter für die Selig- und Heiligsprechung, Peter Gumpel SJ, und dem Leiter der Zeitgeschichtlichen Forschungsstelle in Ingolstadt, Alfred Schickel, auch jüdische Stimmen zu Wort. Sie belegen die Haltlosigkeit der Vorwürfe Cornwells. Der Autor, Dr. rer.nat. Bruno Hügel, Jahrgang 1947, hat Biologie und Chemie an der Universität Würzburg studiert, war Assistent an der Hochschule für Bodenkultur in Wien. Er nahm nach seiner Promotion 1975 eine Lehrtätigkeit an Gymnasien auf und ist seit 1995 als StDir. zuständig für die Didaktiken der Biologie und Chemie an der Katholischen Universität Eichstätt.



Diese Publikation, welche vorgibt, sich auf Geheimdokumente aus dem Vatikan zu stützen, ist mit größten Vorbehalten zu bewerten. Zum einen behauptet Cornwell, er sei der Erste und Einzige gewesen, der Zugang zu den von ihm eingesehenen Dokumenten im vatikanischen Archiv des Staatssekretariats gehabt habe. Diese Aussage entbehrt der Wahrheit, da vor ihm bereits viele andere Personen Zugang zu diesen Akten hatten⁴. Die Recherchen Cornwells waren zudem auf zwei Dokumentengruppen beschränkt: Bayern (1918-1921) und Österreich (Serbien, Belgrad: 1913-1915). Auch die Behauptung Cornwells, er habe monatelang („for months on end“) in diesem Archiv gearbeitet, entspricht nicht den Tatsachen. Wie die Benutzerlisten ausweisen, bekam Cornwell zwischen dem 12.

Mai 1997 und dem 2. Juni 1997 Zugang zu diesem Archiv. Darüber hinaus suggeriert Cornwell seinen Lesern, die von ihm gefundenen Dokumente seien bis zu seinen Nachforschungen streng geheim gehalten worden. Er bezieht sich dabei speziell auf einen Brief Pacellis als damaligem Nuntius in Bayern vom 18. April 1919 an das Staatssekretariat. Dieses von ihm angeblich als Erstem entdeckte Dokument sei im Vatikanischen Archiv wie eine Zeitbombe („like a time bomb“) eingeschlagen. Tatsächlich war aber besagter Brief bereits 1992 in vollem Wortlaut veröffentlicht worden⁵.

In einem Interview, das Pater Peter Gumpel SJ dem Würzburger Katholischen Sonntagsblatt gab², wird die These Cornwells, Pius XII. sei insgeheim Antisemit gewesen, entkräftet. Gumpel bezeichnet diese Behauptung als einen absoluten Unsinn, als eine Verleumdung. Ein von Cornwell als Schlüsseltext hochstilisierter Nuntiatursbericht von 1919 könne nicht in Antisemitismus umgedeutet werden. Der vom Stellvertreter Pacellis, einem italienischen Mitarbeiter der Nuntiatur in München verfasste Bericht⁶, hatte damals das kommunistische Terrorregime in München unter Levien beschrieben und u.a. auf ähnliche Erscheinungen in Berlin unter Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg

hingewiesen. Gumpel wörtlich: „Dass dies zufällig Juden waren, ist eine geschichtliche Tatsache, dies festzustellen ist kein Antisemitismus. Aber diese Aussagen aus dem Zusammenhang zu reißen und ein solches Schreiben als geheimes Dokument zu bezeichnen, als „Zeitbombe“, das der Vatikan bisher unterschlagen haben soll, das ist unwissenschaftlich. Wenn Pius XII. Antisemit gewesen wäre, hätte er nicht allen Nuntiaturen und Bischöfen in den von den Deutschen besetzten Gebieten den strikten Befehl gegeben, alles zu tun, um jüdische Leben zu retten“².

Wie Nachforschungen des jüdischen Historikers Pinchas Lapide in israelischen Archiven ergeben haben, sind zahlreiche Hilfsaktionen des Vatikan zugunsten der gefährdeten „Nichtariern“ dokumentiert². Nach Schätzungen wurden mehrere hunderttausend Juden durch Initiativen der Kirche gerettet. Diese humanitäre Großtat würdigte die jüdische Zeitschrift „Pictorial review“ im Jahre 1948 mit der Überschrift: „Vatican saves thousands from Nazi extermination“ (s. Abb.). Bereits vor Beendigung des 2. Weltkrieges dankte in Kairo der Großrabbiner Palästinas, Dr. Herzog, am 5. September 1944 dem Legaten des Heiligen Stuhls, Monsignore Hughes, mit den Worten: „Ich danke dem Papst und der Kirche für die von Ihnen geleistete Hilfe von ganzem Herzen ...“. Auch nach Kriegsende gewährte der Pacelli-Papst dem leidgeprüften jüdischen Volk seinen Beistand, z.B. durch Unterstützung des Hilfsfonds „Vaad Hatzala“¹⁰. Beim Tode Pius XII. 1958 würdigte die israelische Ministerpräsidentin Golda Meir den Papst als den Einzigen, der seine Stimme zur Rettung ihres Volkes erhoben habe².

Die These Cornwells, Papst Pius XII. trage Mitschuld an der Verfol-

gung der Juden, weil er geschwiegen habe, entlarvt letztendlich den Autor als unredlich, indem er bedeutsame Dokumente nicht in seine Nachforschungen einbezogen hat. So kommt Joachim Volkmann⁶ in der Rezension des Cornwell'schen Buches zu einem niederschmetternden Urteil. Er bezeichnet das Buch als fachlich äußerst unzulänglich. Es wiederhole längst widerlegte Anwürfe und brin-

gen Papst Pius XII. sich intensiv mit der Verfolgung, Deportation und Ermordung unzähliger Juden bekannt gemacht hat und nach allen ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten aktiv zur Linderung der Not der Juden beigetragen hat. Dies belegen u.a. die seit den siebziger Jahren zugänglichen Nuntiaturberichte aus Berlin, Bukarest, Rom, Paris, Budapest, Rio de Janeiro und Lissabon.

Dr. Alfred Schickel, Leiter der Zeitgeschichtlichen Forschungsstelle Ingolstadt, belegt in einer umfangreichen Studie über Leben und Pontifikat Pius XII. diesen Aspekt seines Wirkens in Bezug auf die erwähnten Nuntiaturberichte: „Sie dokumentieren, wie der Papst persönlich eingriff, indem er Tausende von Dollars als gefordertes „Reisegeld“ über seine Nuntien zur Verfügung stellte, Pässe für die Ausreise aus Rumänien, Ungarn oder dem Deutschen Reich ausfertigen ließ oder unmittelbar betroffenen Juden in der Vatikanstadt Asyl bot.

Nach sorgfältigen Ermittlungen hat Pius XII. allein in seinem winzigen Kirchenstaat während des Zweiten Weltkrieges 7.486 „Nichtariern“ Zuflucht gewährt und sie damit dem Zugriff der nationalsozialistischen bzw. faschistischen Behörden entzogen und dies in einer

Zeit und Lage, da der Vatikanstaat total von deutschen und faschistischen Truppen umgeben war und alle Welt von einer bevorstehenden Besetzung des Vatikans durch die Deutsche Wehrmacht sprach. Nach Auskunft der jetzt vorliegenden zeitgeschichtlichen Dokumente, das heißt der geheimen Nuntiaturberichte und der Diplomatenkabel der neutralen und alliierten Auslandsmissionen, sind 800 000 Juden in den Kriegsjahren 1940 bis



Reproduktion aus dem Bericht des Jüdischen Hilfsfonds „Vaad Hatzala“ aus dem Jahre 1948. (Der englische Untertitel „Vatican Saved Thousands from Nazi Extermination“ ist in der Abbildung ins Deutsche übertragen worden).

ge nichts Neues. Einziges Motiv sei vermutlich, das durch ähnliche Kampagnen bereits besudelte Andenken des im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Pontifex weiter zu beschmutzen und dessen Seligsprechungsprozeß zu verhindern.

Die zeitgeschichtliche Forschungsstelle Ingolstadt hat in jahrelangen Nachforschungen nachgewiesen, dass entgegen anderslautenden Versionen in Büchern und Bühnenstük-

1944/45 durch päpstliche Hilfsmaßnahmen vor dem Untergang gerettet worden. Dies erkannten jüdische Kreise und Organisationen selber in Dankschreiben an den Papst - während und nach dem Krieg - ausdrücklich an.

So bedankte sich der Jüdische Weltkongress in seinem Schreiben vom 27. März 1942 ausdrücklich beim Heiligen Stuhl für die Vermittlung von Auswanderungsmöglichkeiten an Juden im deutschen Machtbereich, schrieben am 14. April des gleichen Jahres gerettete Juden einen Dankesbrief an Pius XII. für die Ausstattung ihrer Glaubensbrüder mit Kleidung und Verpflegung für die ermöglichte Ausreise aus Italien oder richtete Kardinal Theodor Innitzer von Wien ein Dankschreiben an Pius XII. für eine erfolgreiche Intervention zugunsten Tausender Wiener Juden, die im Februar 1941 nach dem Osten deportiert werden sollten.

Die Beispiele und Zeugnisse dieser stillen - zumeist diplomatisch-geheimen - Hilfeleistungen für Juden, Kriegsgefangene oder Konzentrationshäftlinge, ließen sich beliebig erweitern. Ihre Nachweise finden sich zum Teil in der wissenschaftlichen Edition: „Actes et Documents du Saint Siege relatifs a la Seconde Guerre Mondiale“, die in zehn Bänden die Aktivitäten des Vatikans zugunsten der NS-Verfolgten dokumentiert. Zum andern Teil sind sie im „Archiv der Gegenwart“ festgehalten und können nachgeprüft werden. So etwa die beiden Ansprachen Pius XII., in denen er seine Stimme gegen die Rassepolitik und Judenverfolgung der Nationalsozialisten erhoben hat, nämlich seine Weihnachtsbotschaft vom 24. Dezember 1942 und seine Allocutio vor den Kardinälen am 2. Juni 1943.

Wenn man trotz dieser zahlreichen Zeugnisse glaubt, Pius XII. vorhalten zu dürfen, dass er es letztendlich vermieden habe, mit äußerster Schärfe vor der Weltöffentlichkeit gegen die Verfolgungen und Greuel des Hitler-Regimes zu protestieren, so sollte man bedenken, was der Pontifex selbst zu dieser Möglichkeit des Protestes im Hinblick auf das polnische Volk 1943 gesagt hatte. Da meinte Pius XII. freimütig: „Wir müßten flammendere Worte gegen solche Dinge sagen, und nur das Wissen hält uns davon ab, dass wir das Schicksal jener Unglücklichen, wenn Wir sprechen, noch viel härter machten.“ Der Papst sprach diese Worte in Verwertung der Erfahrung, welche die katholischen Bischöfe Hollands gemacht hatten. Diese waren im Jahr 1942 mit einem scharfen verurteilenden Hirtenbrief gegen die Judenverfolgung durch die Gestapo an die Öffentlichkeit getreten und hatten eine umgehende Einstellung weiterer Verfolgungen gefordert. Die Reaktion der NS-Behörden war die umgehende Verhaftung und Deportation von 30.000 holländischen Juden als „Antwort der Härte“, wie die Geheime Staatspolizei formulierte, auf diese „katholische Provokation“.

Pius XII. wollte eine Wiederholung einer solchen Reaktion - dann wohl im großen Maßstab - nicht riskieren und setzte daher mehr auf die stillen, erprobten diplomatischen Mittel und Wege, die bislang bereits Hunderttausenden Verfolgten das Leben retten halfen, und verzichtete auf spektakuläre und demonstrative Aktionen, deren Leidtragende dann die Verfolgten selbst gewesen wären.

Ein anderer Gesichtspunkt kam noch dazu, der den Papst zögern

ließ, es zum endgültigen äußeren Bruch mit der Berliner Regierung kommen zu lassen: die Aufrechterhaltung der diplomatischen Beziehungen zum Deutschen Reich, um die Verbindung zum deutschen Episkopat und den Kirchen in den besetzten Ländern nicht zu gefährden und die päpstlichen Hilfsaktionen für Flüchtlinge, Gefangene und Verfolgte nicht noch mehr zu erschweren. Immerhin haben die Apostolischen Nuntiaturen in Berlin, Brüssel, Paris, Bukarest und Budapest zahllosen Juden und sonstigen politischen Verfolgten Pässe und Visa in rettende Aufnahmeländer vermitteln können - was bei einem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Vatikan und dem Deutschen Reich kaum mehr möglich gewesen wäre“.⁹

In einem kürzlich erschienenen Buch, das die Rettung der Stadt Assisi im Jahre 1944 dokumentiert, bezeugt Don Aldo Brunacci, ein noch in Assisi lebender Zeitzeuge und damaliger Bischofssekretär, als Hauptorganisator der Rettung der Juden dieser Stadt, dass der Auftrag zur Rettung der Juden in Assisi persönlich und geheim von Papst Pius XII. kam⁷. Brunacci, der von jüdischer Seite mehrmals für seine Verdienste um die Rettung jüdischer Flüchtlinge ausgezeichnet worden ist, schreibt in seinem Beitrag „Assisi im Untergrund oder die Rettung der Juden in Assisi“:

„An einem Donnerstag im September 1943 nahm mich der Bischof im Anschluß an die monatliche Sitzung des Klerus im Diözesanseminar zur Seite und zeigte mir einen Brief des päpstlichen Staatssekretariats: ‘Wir sollen uns im Auftrag von Papst Pius XII. um die Organisation von Hilfe für die Verfolgten und vor allem die Juden kümmern. Alles soll mit größter Diskretion und Klugheit gesche-

¹ Human Life International, 13.Jg., Nr.5, 1999,S.3.

² Würzburger Katholisches Sonntagsblatt, Nr.43, 24.10.1999, S.10/11.

³ Reiß Ingrid, in: Leitbild, Nr.2/3, 1987,S.12.

⁴ L'Osservatore Romano, 13.10.1999.

⁵ Tornielli Andrea: L'oro di Pio XII, in: Tracce, Dec.1999, S.78.

⁶ Volkmann Joachim: Warum der Papst keine Palmzweige hatte, in: Kirchliche Umschau, Nr.6, 1999.

⁷ Santucci Francesco: Mit Courage und Tatkraft zur Rettung Assisis, Editrice Minerva, Assisi,2000.

⁸ Schickel Alfred: Pius XII. erneut im Schußfeld. Neuerliche Kritik an Pacelli-Papst ignoriert zeitgeschichtliche

Erkenntnisse. Zeitgesch. Forschungsst. Ingolstadt (Manuskript, 8 Seiten).

⁹ Schickel Alfred: Papst Pius XII. Leben und Pontifikat. Eine zeitgeschichtliche Würdigung. Zeitgesch. Forschungsstelle Ingolstadt. (Manuskript, 15 Seiten).

¹⁰ Savelson Erwin: Vatican Saved Thousands from Nazi Extermination, in: Pictorial Review, 1948, S.253.

hen. Niemand, auch keiner von den anderen Priestern, soll davon etwas wissen!“ Am 8. Oktober 1943 konnten die jüdischen Flüchtlinge fern ihrer Häuser und teils fern ihrer Heimat im Kloster San Quirico das Yom Kippur-Fest begehen. In der Krypta des vom Hl. Franziskus gegründeten Klosters durften sie eine Synagoge errichten, um sich in der Abgeschiedenheit des Klosters frei zum Gebet versammeln zu können. Diese Tatsache verbreitete sich nach der Befreiung in der internationalen Presse wie eine Sensation.⁷ Das Beispiel der Rettung der Juden in Assisi steht stellvertretend für die ungezählten Interventionen Papst Pius XII. in Italien. Allein dieses Beispiel widerlegt die Behauptung Cornwells, Pius XII. habe auch den Juden Italiens nicht geholfen. Bekanntlich konvertierte 1945 der Oberrabbiner Roms, Israel Zolli mit seiner Familie zum katholischen Glauben. Aus Dankbarkeit dem Papst gegenüber nahm er den Taufnamen Eugenio an. Dass die Hilfersuchen des Papstes nicht immer den gewünschten Erfolg verbuchen konnten, lag weniger an ihm, als an den Mächtigen seiner Zeit, wie die Zeitgeschichtsforschung bestätigt⁹.

Trotz der Versuche, Papst Pius XII. zu diskreditieren, wird die Seligsprechungsakte des Pacelli-Papstes wahrscheinlich bereits Mitte dieses Jahres abgeschlossen, um dann den Experten der zuständigen Kongregation zugeleitet zu werden. Dann steht dem Papst letztendlich das definitive Urteil über die Kanonisierung Pius XII. zu. Einer der besten Kenner der Akten über Eugenio Pacelli, Pater Peter Gumpel, in dem bereits zitierten Interview: „... ich habe Papst Pius XII. persönlich gekannt und ihn als tiefreligiösen Menschen erlebt, der durch Einfachheit, Demut, Herzlichkeit imponierte. Cornwells Behauptung, er sei ein arroganter Mann, ein Narziss gewesen, kann ich nicht teilen. Dann habe ich in den 30 Jahren des Verfahrens, in dem ich heute als autonomer Richter tätig bin, weit mehr als 100 000 Seiten zu Pius gelesen und studiert. Je mehr Akten ich studiere, desto mehr bin ich davon überzeugt, dass er ein außerordentlich heiligmäßiger Mensch war“² □

Alcide De Gasperi: Er mißbrauchte zu keiner Zeit die Macht, die ihm das Volk anvertraut hatte

Von Hubert Gindert

Der hl. Franz von Sales schreibt einmal „Überall können und sollen wir nach Vollkommenheit streben“. Das gilt auch für die Politiker. Und unabhängig von Affären, Skandalen und Korruption die es gibt, ist dies auch möglich. Das Leben und Wirken von Alcide de Gasperi zeigt dies. Für ihn läuft ein Seligsprechungsprozess.

Am 19. August 1954 starb Alcide de Gasperi. Er war nicht nur Ministerpräsident seines Landes, er war auch ein Staatsmann, der sowohl für Italien wie für Westeuropa die zukunftsweisenden politischen Fundamente zusammen mit Schumann und Adenauer gelegt hat. De Gasperi starb im Ruf der Heiligkeit. Der Postulator für den Seligsprechungsprozeß, Tito Sartori, sagt von ihm, man „ist geblendet durch die Tatkraft, die von ihm ausging, und verwirrt, weil es nicht möglich ist, sie bis ins letzte zu verstehen“.

Lehrjahre

Alcide de Gasperi trat 1892 in das bischöfliche Kolleg von Trient ein. In den fünf Jahren, die er dort brachte, legte er nicht nur die Grundlagen seiner schulischen Bildung. Noch entscheidender war: er lernte dort, „sein Leben am Kanon strenger moralischer Disziplin auszurichten“. In den drei letzten Gymnasialjahren außerhalb des Kollegs wurde er von den sozialen Initiativen in der Diözese Trient geprägt. Vor allem Kleinbauern und Tagelöhner sollten vor Ausbeutung geschützt werden. Diese Maßnahmen gingen auf Priestergestalten wie Don Guetti und Don Celestino Endrici, den späteren Bischof von Trient, zurück. Der junge de Gasperi war von diesen Initiativen fasziniert. Als er dann um die Jahrhundertwende in Wien studierte, nahm er die Gelegenheit

wahr, sich in Wien und in Vorarlberg bei den italienischen Gastarbeitern sozialpolitisch zu bewähren. Nach dem Abschluß seiner Studien übertrug der neue Bischof von Trient, Celestino Endrici, dem erst 24-Jährigen die Leitung der Diözesanzeitung „La Voce Cattolica“ (Katholische Stimme). In der Redaktion von „Voce Cattolica“ begann die öffentliche Mission de Gasperis. 1911 wurde er ins Wiener Parlament gewählt. Nach dem ersten Weltkrieg und dem Anschluß seiner Heimat an Italien vertrat de Gasperi den Trentino im römischen Parlament. De Gasperi wurde Mitbegründer des Partito Popolare (Volkspartei), Fraktionssprecher und 1924 Parteisekretär.

Jahre der Prüfung und Reifung

Am 11. März 1927 wurde Alcide de Gasperi von den Faschisten eingekerkert. Das Urteil vom 19. Mai 1927 lautete auf vier Jahre Haft und 20.000 Lire Wiedergutmachung. Im Gefängnis versuchte de Gasperi sein bisheriges Leben zu überdenken und neu auszurichten. Er berichtet darüber: „...Man muß in meinem Leben der Einsamkeit zwei Perioden unterscheiden... Am Anfang war ich im Zentrum, und alles andere lag im Umkreis: Gott, die Familie, die Freunde. Oh Gott! Weshalb hast du es zugelassen, dass man mich so behandelt... Das war noch die Art und Weise, die Dinge zu sehen, wie man sie normalerweise im Leben sieht.

Das heißt aus dem Zentrum des eigenen Ichs... Doch dann verlagerte sich das Zentrum langsam. Nun stand Gott im Zentrum, und ich befand mich mit dem Rest der Welt am Rande... Gott kann weder ungerecht noch grausam sein. Er liebt uns und macht aus uns etwas, das wir heute noch nicht verstehen.“

Am 27. Juli 1928 kam de Gasperi durch Intervention des Bischofs von Trient unter schweren Auflagen auf freien Fuß. Er durfte nicht nach Borgo Valsugana zu seiner Frau und seinen vier Kindern. Er wurde überwacht und mußte sich in Rom aufhalten.

Mittellos machte er sich auf die Arbeitssuche treppauf, treppab. Er erhielt zahllose Absagen und Demütigungen. Schließlich half ihm ein Freund zu einer äußerst bescheidenen Stelle in der Vatikanischen Bibliothek. Am 1. März 1929 begann Alcide de Gasperi seine Tätigkeit in der untersten Kategorie der Angestellten. Er war 48 Jahre alt und verdiente 1000 Lire. Aber er konnte nun seine Frau Francesca und zwei seiner vier Töchter nach Rom holen. Nach und nach wurden de Gasperi verantwortungsvollere Aufgaben übertragen und er durfte als freier Mitarbeiter in der Zeitschrift *Illustrazione Vaticana* mitarbeiten. Insgesamt waren die Jahre von 1930 bis 1940, dem Eintritt Italiens in den Krieg, Jahre des Wartens und des Studiums. Jeden Morgen meditierte de Gasperi die Worte aus der „Nachfolge Christi“. Nach der Landung der Alliierten in Sizilien im Juli 1943, dem Sturz Mussolinis am 25. Juli, schloß Italien am 8. September 1943 einen Waffenstillstand. Schon am 9. September 1943 schlossen sich die demokratischen Parteien in Rom zum Komitee der nationalen Befreiung (CLN) zusammen. Sie mußten aber nach der deutschen Besetzung sofort wieder in den Untergrund gehen. Am 4. Juni 1944 wurde Rom befreit und de Gasperi trat als 64-Jähriger in seine dritte Lebensphase ein.

„Die moralische Erneuerung ist das wichtigste“

De Gasperi sagte einmal seiner Tochter Maria Romana, dass „das demokratische System vom Glauben durchdrungene Menschen braucht,

die moralisch integer sind“. Er scheute sich auch nicht, seine Prinzipien auf internationalen Kongressen, z.B. am 20. November 1948 in Brüssel auszusprechen: „Wenn der Grund für den Bestand der Demokratie die Brüderlichkeit ist, dann muß man mit ihm auch eingestehen, dass die Demokratie von ihrem Wesen her evangeliengemäß ist. Wir können also sicher sein, dass das Ferment des Evangeliums in einem freiheitlich verwirklichten demokratischen Regime die Demokratie befruchten und die Gesellschaft erneuern wird.“ De Gasperi wollte, dass diese Überzeugung in das Programm der *Democrazia Christiana* Eingang fände: „Wenn das moralische Gewissen nicht lebendig und wirksam ist, dann bleiben die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Reformen, die Garantien der Verfassung, die behördlichen Kontrollen, ja selbst die Strafmaßnahmen unwirksam... Die Regierung und die Regierten müssen sich dem höchsten Schöpfer und Lenker aller Dinge verantwortlich fühlen“. Während seiner kräftezehrenden politischen Tätigkeit stärkte sich de Gasperi jeden Morgen durch die Meditation der „Nachfolge Christi“. Die wirtschaftlichen und sozialen Probleme des Nachkriegsitaliens, die Auseinandersetzungen in der eigenen Partei und mit den übrigen Parteien, insbesondere mit der starken kommunistischen Partei, die Gestaltung der internationalen Beziehungen zehrten seine Kräfte auf, so dass er ausrief: „Verzeihe mir Herr, aber ich trage Dein Gebet mit mir in meinen Sorgen. Durchdringe mein ganzes Handeln, bete Du in meiner Arbeit und in der ganzen Hingabe meiner selbst“. Am 3. April 1951 schrieb er an seine Tochter Lucia im Kloster: „Bitte Deinen Jesus inständig, dass er die Barmherzigkeit habe, sich mir zu zeigen, denn ohne diese Gegenwart kann ich keinen Mut aufbringen, ich weiß nicht, wie ich die große Last tragen soll, die ich mir vielleicht aus Verwegenheit auf die Schultern geladen habe - aber es war nicht anders möglich“.

Als Alcide de Gasperi von der Regierungsarbeit zurückgetreten war, trug er auf dem Parteikongress der *Democrazia Christiana* 1954 in Neapel noch sein politisches Testament vor. Dann stieg er krank und er-



Alcide De Gasperi: vorbildlicher Staatsmann und europäischer Patriot

schöpft das letzte Mal zu seiner kleinen Villa bei Sella hinauf. Es gab für ihn keine Hoffnung auf Genesung mehr. Er ließ sein Bett im Schlafzimmer so aufstellen, dass er den Blick frei auf das Kreuz hatte, das im Garten aufgestellt war. Im Anblick des Gekreuzigten starb er am 19. August 1954, nachdem er zuvor mit letzter Kraft dreimal den Namen Jesu angerufen hatte. □



Mammon führt das große Wort

Börsenfieber und Megafusionen gefährden das Gemeinwohl Eine Besinnung auf das Prinzip der Subsidiarität

Von Jürgen Liminski

Geld hat zweifellos eine magische Kraft, es ist gedrucktes Potential, „geprägte Freiheit“ nennt es Dostojewski, und bei Molière heißt es: „Bei allem, was man treibt, ist Geld der Schlüssel, dem kein Tor verschlossen bleibt“. So steht es im Drama vom Geizhals, dem materiell reichen und menschlich dennoch armen Mann. Und genauso verhält es sich mit der jüngsten Megafusion in Deutschland, der von Deutscher und Dresdner Bank. Oder auch dem Börsengang von Infineon, ein beispielloser Run auf das scheinbar leicht zu holende Geld. Man ist fasziniert, fast entrückt durch die magische Anziehungskraft des Geldes.

Bei den Börsengängen der letzten Zeit steht noch aus, ob es einen lachenden Letzten gibt und wer es ist. Ein Börsencrash wird von immer mehr Menschen erwartet. Experten ziehen ihre Gelder zurück und warten ab. Viele sind reich geworden, viele können auch wieder arm werden. Reichtum ist a priori keine Sünde. Der Zusammenschluß der blauen und grünen Bankinstitute zum größten Bankhaus der Welt hat dagegen ein Machtpotential geschaffen, das zu einem hohen Preis erkaufte ist: Mindestens 20.000 Arbeitsplätze wird es kosten

Rolf Breuer, den Boss der Banker, kümmert das nicht. „Wir haben Pulver“, meint er, das neue Institut sei ein „Powerhaus“. Solche Sprüche erinnern fatal an die Peanuts, die sein Vorgänger Kopper in den Mund nahm. Von den Peanuts zum Pulver im Powerhaus – abgesehen von den Anglizismen, auf die die Vorsitzenden der Deutschen Bank wohl nicht mehr verzichten können, zeigen die verbalen Muskelspiele, worauf es den Herren des Geldes ankommt:

Auf noch mehr Geld. Hier wird es gefährlich. Denn das ist die Unterwerfung unter eine Theorie, „die den Profit zur alleinigen Regel und zum letzten Zweck aller wirtschaftlichen Tätigkeit macht“ und das ist, so die Väter des Zweiten Vatikanum, „sittlich unannehmbar“. In *Gaudium et Spes* ist sogar weiter zu lesen: „Ungezügelter Geldgier zieht böse Folgen nach sich. Sie ist eine der Ursachen der zahlreichen Konflikte, die die Gesellschaftsordnung stören“.

Natürlich lässt sich kein unmittelbarer, ursächlicher Zusammenhang herstellen. Es geht um die Geisteshaltung. Für die Kapitalisten in Amerika definiert ihn Edward Luttwak, einer der angesehensten Autoren in den USA („Weltwirtschaftskrieg“ und „Turbo-Kapitalismus“) so: „In den USA herrscht ein säkularisierter Calvinismus, im übertragenen Sinne also der Glaube, dass der Wert des Menschen von seinem wirtschaftlichen Erfolg abhängt.“ Viel Geld, viel Ehr. Auch in Deutschland scheint das zum Maßstab zu werden. Die Banker werden viel Geld bekommen. Ihr Hauptgeschäft wird die Industrie, der Großkunde sein. Die Masse der Millionen Kleinen, der Lebens-, Kranken-, Unfall- und anders irgendwie Versicherten geht zur Allianz, die Millionen der Großen kommen zum neuen Powerhaus. Kein Fabrik-Tor soll ihm verschlossen bleiben. Mammon führt das große Wort.

Aber das Powerhaus sieht selber aus wie eine finstere Burg. Seine eigenen Tore sind verschlossen. Die Banker sind natürlich frei, fusionäre Entscheidungen dieser Art zu treffen und entsprechende strategische Linien auszuziehen. Das Beispiel aber zeigt einmal mehr, dass das Phänomen Globalisierung oder der Turbo-Kapitalismus, wie Luttwak die trei-

bende Kraft hinter der Globalisierung nennt, die Welt aus den Fugen zu heben droht. „Unternehmen Größenwahn“ titelt ein Hamburger Magazin seine Ausgabe nach dieser Fusion und in einer Sonntagszeitung fand sich im Wirtschaftsteil der ver-räterische Titel: „Ethik stört die Performance“.

Nun sollte man gerade von Bankern nicht erwarten, dass sie den Schalter zum Altar ethischer Grundsätze ummünzen. Das wäre weltfremd. Aber der notorisch und mit Schuldnermiene vorgebrachte Verweis auf die Zwänge der Globalisierung hat den Hautgout eines fadenscheinigen Alibis. Man beruft sich auf die Wettbewerbsfähigkeit Deutschlands, die es zu steigern oder wenigstens zu halten gelte. Dabei ist den global players die Zukunft von Deutschland vermutlich ziemlich „wurscht“. Man bedauert den Verlust von Arbeitsplätzen und rechnet gleichzeitig stolz den Gewinn aus den Synergien vor. Immerhin: Hinter solchen Bemerkungen sind noch die skizzenhaften Striche einer ehemals empfundenen Verantwortung zu erkennen. Es war die Verantwortung für das Unternehmen und seine Mitarbeiter, und es war, vage vielleicht nur noch, auch die Verantwortung für das Gemeinwohl.

Darum geht es. Manche Autoren der mittlerweile zur Bibliotheksreihe herangewachsenen Literatur über die Globalisierung nennen die Alternative „Staat oder Markt“ die „Schlüsselfrage unseres Jahrhunderts“. Aus den Reihen der Politik wird der Ruf nach einem Weltkartellamt laut. Die besorgten Rufe deuten in die richtige Richtung: Wenn es nicht gelingt, eine globale Debatte über das Gemeinwohl anzuregen, dann droht das Menschliche

in unseren freiheitlichen Staatssystemen von der Tyrannei einiger weniger Finanzoligarchen verkauft oder zum Fonds perdu der Marktwirtschaft erklärt zu werden. Die Kirche hat immer, so lehrt Johannes Paul II. in *Centesimus annus*, in der Handlungsweise des Kapitalismus den Individualismus und den absoluten Primat der Marktgesetze über die menschliche Arbeit abgelehnt. Die ausschließliche Regulierung der Wirtschaft durch das Gesetz des freien Marktes verstosse gegen die soziale Gerechtigkeit, denn „es gibt unzählige menschliche Bedürfnisse, die keinen Zugang zum Markt haben“. Der Papst erinnert daran, dass es Aufgabe der Wirtschaftslenker und der Politik ist, auf eine Regelung des Marktes hinzuwirken, die sich an die rechte Wertordnung halte und auf das Wohl aller ausgerichtet sei. Es ist in der Tat höchste Zeit, dass die Politik, also jene, die von der Allgemeinheit gewählt sind, sich um das Gemeinwohl kümmern und Maßstäbe für die Globalisierung und Fusionitis finden. Mit ein paar gutgemeinten aber unverbindlichen Gesetzentwürfen, wie die rotgrüne Koalition sie sich Anfang März ausgedacht hat, ist es nicht getan.

Der Run auf das große Geld ist nach Meinung von Psychologen auch Symptom einer tiefer sitzenden Unruhe. Die Rentendiskussion und die ungewisse Zukunft der Sozialsysteme trieben viele Menschen dazu, sich persönlich abzusichern und die Chance nach dem großen

Geld zu ergreifen - auch unter hohem Risiko. Die Börse als goldenes Kalb?

Es ist vermutlich mehr. Die Unsicherheit über die Zukunft der Sozial- und Rentensysteme hat mit der Natur des Menschen zu tun. Es ist eine „natürliche Neigung der Menschen“, heißt es im Konzilstext *Gaudium et Spes*, „sich zusammenzuschließen, um Ziele zu erreichen, welche die Kräfte der Einzelnen übersteigen. Sie bringt die Anlagen der Person, insbesondere ihren Unternehmungsgeist und ihren Sinn für Verantwortung zur Entfaltung und hilft, ihre Rechte zu gewährleisten“. Das ist die eine Seite des Subsidiaritätsprinzips, das Pius XI. in seiner Enzyklika *Quadragesimo anno* definierte (siehe Kasten) und das seine Nachfolger in mehreren Enzykliken für ihre Zeit erläuterten. Dieses Prinzip wird zur Zeit gleich doppelt ausgehöhlt. Zum einen durch den Individualismus oder Egoismus, der nur den persönlichen Vorteil verfolgt und Familie, Gemeinde, Staat und Gesellschaft nur noch als Masse für die Inanspruchnahme eigener Wünsche sieht; zum zweiten durch Schwächung all jener Instanzen und Ebenen, die dem Menschen helfen sollen, um, wie es im Katechismus heißt, „die Beziehungen zwischen den Einzelpersonen und den Gesellschaften in ein harmonisches Verhältnis zu bringen“ (Punkt 1885).

Maßlosigkeit und Gier stören dieses harmonische Verhältnis. Schon

der Moralphilosoph und Begründer der modernen Wirtschaftswissenschaft Adam Smith warnte vor der Versuchung des Reichtums: Die kommerzielle Gesinnung engt den Geist des Menschen ein „und die heroische Gesinnung erstickt“. Heute lebt man via Fusion von der globalen Gesellschaft aber nicht mehr für sie. Dabei wäre es dringender denn je, ein Weltgemeinwohl zu definieren, wenn der Terror des Kommunismus nicht vom Terror der Kapitalismus abgelöst werden soll.

Wie terroristisch der Kapitalismus toben kann, zeigt wiederum Luttwak auf. Immer schneller drehe sich die Maschinen der Fusionen und Spekulationen. Der Einzelne könne in diesem System nicht sicher sein, dass er seine Position lange hält. „Die fehlende wirtschaftliche Stabilität produziert Angst, und diese trägt Spannungen in die Familien und bringt die Gesellschaft durcheinander. Inzwischen enden über 50 Prozent aller Ehen in den USA in Scheidung – landesweit. Wo der Turbo-Kapitalismus voll funktioniert, an der Wall Street oder in Silicon Valley, beträgt die Scheidungsrate fast hundert Prozent. Dort verlangt das System so viel Energie und Zeit von den Leistungsträgern, dass sie sich nicht mehr um Beziehungen kümmern. So atomisiert der Turbo-Kapitalismus die Gesellschaft mehr und mehr“.

Verflüchtigt sich die Idee vom Gemeinwohl? Es ist eine edle Idee,

Früher wie heute, die Versuchung des Menschen bleibt die gleiche: Der Größenwahn hat in unseren Tagen nur eine andere Architektur. Links der Turmbau zu Babel nach einem Gemälde von Pieter Breugel d.Ä., rechts das Titelbild des Spiegel Mitte März.



das globale Gemeinwohl. Aber wie immer gehören zu hehren Absichten auch edle Menschen, und die findet man in den Chefetagen der Welt relativ selten. So bleibt vom Gemeinwohl für den Globus oft nur der Zigarren-Duft der großen weiten Welt zurück. Aber der ist längst nicht mehr so wohlriechend, seit klar ist, dass zum Beispiel die großen Industrienationen gegen die Umweltverschmutzung kaum etwas tun, jedenfalls nicht genügend, um etwa das Ozonloch zu schließen, oder dass die global players keineswegs immer um das Wohl ihrer Arbeiter und Angestellten bemüht sind, sondern eher nach den Bilanzen und den vermuteten Ansprüchen der Aktieninhaber ihrer Gesellschaft schießen, Stichwort *shareholder value*. Vielfach reduziert sich das Gemeinwohl eben auf das Wohl der AG-Gemeinde. Das Reden von der sozialen Komponente der Globalisierung erweist sich zunehmend als *Fata Morgana*. Es gibt hier und da den sozial denkenden Manager. Aber das ist die Ausnahme, nicht die Regel. Die soziale Marktwirtschaft bleibt ein deutsches Markenprodukt. Und auf dem Weltmarkt wirkt sie etwas abgestanden, auch wenn die Befürworter der Globalisierung landauf landab betonen, nichts sei sozialer als der freie Welthandel, nichts bringe mehr Reichtum für alle.

In der Theorie stimmt das. Die Wirklichkeit wartet aber noch mit anderen Zahlen auf. Der Abstand zwischen armen und reichen Ländern wächst. Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass manche reichen Länder zwar die Freiheit des Handels predigen, aber selbst nicht bereit sind, Zollschranken fallen oder die Dritte Welt an dem Tisch der Entscheidungsträger Platz nehmen zu lassen, zum Beispiel beim Treffen der Management-Aristokratie in Davos. Die Suche nach der sozialen Komponente der Globalisierung bleibt unterentwickelt, auf dem globalen Spiel steht die Menschlichkeit, steht die uralte Alternative Mensch oder Geld Haben oder Sein. In diesem geistigen Rahmen muß das Prinzip der Subsidiarität neu gewichtet und bestimmt werden.

Die Wirtschaft muß wieder dem Menschen dienen, nicht umgekehrt,

und der Staat hat dies im Sinn des Gemeinwohls und mittels des Subsidiaritätsprinzips zu regeln. Fusionswellen bei den Großen und Börsenfieber bei den Kleinen aber müssten die Politik unruhig machen. Diese Phänomene zeigen an, dass die Weltwirtschaft im Begriff ist, sich auf hohem Niveau zu verselbständigen. Aber „ein verkürzter Humanismus, der die Augen vor den Werten des Geistes und vor Gott, ihrer Quelle und ihrem Ursprung, verschließt“, schrieb Paul VI. in seiner Enzyklika *Populorum progressio*, werde die geistigen und sittlichen Energien nicht freisetzen können, die zur „Verwirklichung eines weltweiten Gemeinwohls nötig sind“.

Das Prinzip der Subsidiarität

Eine übergeordnete Gesellschaft darf nicht so in das innere Leben einer untergeordneten Gesellschaft dadurch eingreifen, daß sie diese ihrer Kompetenzen beraubt. Sie soll sie im Notfall unterstützen und ihr dazu helfen, ihr eigenes Handeln mit dem der anderen gesellschaftlichen Kräfte im Hinblick auf das Gemeinwohl abzustimmen.

aus Centesimus Annus, 48

Wie unterentwickelt das Bewußtsein für ein weltweites Allgemeinwohl ist, zeigt die Katastrophe in Mosambik. Zwei Wochen lang versank das Land buchstäblich in den Fluten. Die Staatenlenker schauten zu, machten die eine oder andere Million Dollar für Hilfsmaßnahmen locker. Dieses Land konnte sich nicht mehr selber helfen, die übergeordnete Ebene hätte eingreifen müssen, also die UNO oder eben jene, die wie die USA und die Europäer dazu in der Lage sind. Erst als die Kritik der Medien massiv die Untätigkeit der Regierungen anprangerte, war Bewegung in den Kanzleien auszumachen, setzten sich die Apparate in Gang. Mosambik wurde, wie schon zuvor Osttimor, zum klassischen Beispiel für

Subsidiarität auf Weltniveau. Dutzende von Hilfsorganisationen tummeln sich jetzt dort. Für viele hundert Mosambikaner zu spät. Auch das Prinzip der Subsidiarität hat seine Zeit. Bis dat, qui cito dat, sagten die Alten. Doppelt gibt, wer schnell gibt. Das gilt auch für die subsidiäre Hilfe.

Aber, so könnte man gerade nach dieser Erfahrung fragen, haben Politik und Wirtschaft überhaupt noch ein primäres Interesse an diesem Prinzip? Läuft die Globalisierung mit den Megafusionen nicht schon aus dem Ruder? Solche Fragen bewegen schon die Staatenlenker. Sie erkennen, dass ihre Macht begrenzt, dass ihr Arm sehr kurz geworden ist. Dieser Arm lenkt nicht mehr viel, und solche Erkenntnisse waren es wohl auch, die die Regierungschefs aus Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, den USA und aus Brasilien bereits im vergangenen November im schönen Florenz zusammen- und zu Überlegungen geführt hatten, wie man die auswuchernde Globalisierung in den Griff bekommen könnte. Allerdings setzten sich die sechs Herren eine gemeinsame, ideologische Brille auf: Die Sozialdemokratie soll es richten. Von einem Weltgemeinwohl war keine Rede. Sie konferierten im Palazzo Vecchio, wo Machiavelli seinen *Principe* schrieb, und parlierten. Sozusagen eine Toskana-Fraktion auf globalem Niveau.

Sie hätten lieber im *Principe* lesen sollen, etwa die realistischen Sätze, die Machiavelli in Kapitel XVII über die Menschen schrieb. Politik und Macht muß mit dem Menschen rechnen, mit seiner Unzulänglichkeit und seinen Schwächen. Gerade wenn es um Geld geht. Machiavelli sagt es hart: „Die Menschen vergessen rascher den Tod ihres Vaters als den Verlust des väterlichen Erbes“. Von den sechs Sozialdemokraten in Florenz jedoch war nicht viel zu erwarten. Sie denken, wie Ahnherr Marx in materialistischen Kategorien. Leider tun das auch viele Konservative in denselben Ländern. Unmenschlichkeit, Instrumentalisierung des Menschen – das ist der gemeinsame Nenner von Marxismus und Kapitalismus.

Aus der Bibliothek des Globalismus: Selbst Börsengurus wie George Soros sehen heute die Gefahren der Herrschaft des Marktes.



Neue Spielregeln für die Globalisierung sind nötig. Und wahrscheinlich braucht man nicht nur neue Spielregeln, sondern auch neue Spieler. Oder reichen neue Spieler und alte Regeln aus? Das Gemeinwohl muß nicht neu erfunden werden. Das ist wie mit den Werten: Man braucht keine neuen, man muß sich nur zu den Werten von immer bekennen.

Gerade hier hapert es. Eine Studie, die von der Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Gemeinschaft katholischer Männer Deutschlands vor zwei Jahren in Auftrag gegeben worden war, nennt als Hauptziele der meisten Menschen hierzulande das Verantwortungsgefühl (72 Prozent), gute Manieren (69), Fleiß (64), Durchsetzungsfähigkeit (63), Achtung, Toleranz (57), Geborgenheit (55), Weltoffenheit (51), freie Entfaltung (50). Das sind die berühmten Sekundärtugenden. Nur elf Prozent der Männer und 14 Prozent der Frauen bezeichnen einen festen Glauben als wichtiges Erziehungsziel. Mit anderen Worten: Die Relativierung objektiver Wahrheiten und Werte schreitet fort in Richtung Beliebigkeit. Wie will man da für das Gemeinwohl und das Prinzip der Subsidiarität im christlichen Geist fechten?

Vielleicht liegt in diesem Ambiente des praktischen Atheismus auch der Grund für die allgemeine und immer häufiger geäußerte Empfindung, dass Deutschland auch sozial kälter geworden sei. Eine Gesellschaft, die sich von Gott entfernt, wird egoistischer, schwä-

cher in der Verantwortung für den anderen. Sie verliert den Sinn für das Gemeinwohl, von dem schon Leo XIII. vor mehr als hundert Jahren sagte, dass es „in der Gesellschaft nach Gott das erste und letzte Gesetz“ sei (in einem Breve an den französischen Klerus 1892). Die Erziehungsziele gute Manieren, Fleiß, Durchsetzungsvermögen - vorrangig für zwei Drittel der Deutschen - sind richtig, aber Nebensache. Sie sind individualistisch. Aber die Sozialethik steht, wie Thomas von Aquin schon schrieb, vor der Individualethik. Dieses Bewußtsein schwindet. Das Reden von Gerechtigkeit klingt ohne Bezug auf das Gemeinwohl hohl, und dieses ist ohne Bezug auf Gott keine tragfähige Grundlage für ein Gemeinwesen, in dem nicht das Recht des Stärkeren gelten soll.

Deutschland braucht eine Neubesinnung auf das Gemeinwohl, mithin eine neue Elite der Primärtugenden oder theologischen Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe. Eine Aufgabe, die der Papst mit dem Wort Neuevangelisierung beschreibt. Individuell ist dagegen der Beitrag, den der einzelne mit seiner Arbeit, seinem persönlichen Dienst an der Gemeinschaft leistet. Durch die Arbeit verwirkliche sich der Mensch, werde er „gewissermaßen mehr Mensch“. Aber er definiert sich nicht durch die Arbeit allein. Die Würde geht der Arbeit voraus. Die Gedanken des Papstes gehen weit über das Verteilungdenken der Linken hinaus. „Den Reichen Geld nehmen und es den Armen geben“ - das ist der Gerechtigkeitsbegriff gedankenarmer Revolutio-

näre, die mit Recht zwar empört sind über die ungerechte Verteilung der Güter dieser Welt, die aber das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn sie Eigentumsrecht und Subsidiaritätsprinzip infrage stellen. Da stehen sie ganz in der Linie des Karl Marx. Auch der wollte, cum grano salis, das Vorhandene umverteilen.

Wer wirklich in die Zukunft denkt, der muß den Begriff der Arbeit neu definieren und dabei auch seine subjektive Dimension beachten. Der Papst hat das getan, er war übrigens noch nicht in Davos. Seine Enzyklika über den Wert der menschlichen Arbeit wäre ein geeigneter Leitfaden für das nächste Treffen. Denn über die Arbeit findet der Mensch seine Identität im sozialen Raum. Bereits im Vorwort von *Laborem exercens* schreibt Johannes Paul II: „Die Arbeit trägt somit ein besonderes Merkmal des Menschen, das Merkmal der Person... dieses Merkmal bestimmt ihre innere Qualität und macht in gewisser Hinsicht ihr Wesen aus“. Und im Text selbst heißt es: „Der Mensch soll sich die Erde untertan machen, soll sie beherrschen, da er als Abbild Gottes eine Person ist, das heißt ein subjekthaftes Wesen, das imstande ist, auf geordnete und rationale Weise zu handeln, fähig, über sich zu entscheiden und auf Selbstverwirklichung ausgerichtet. Als Person ist der Mensch daher Subjekt der Arbeit. Als Person arbeitet er und vollzieht er die verschiedenen Handlungen, die zum Arbeitsprozess gehören.“

Mega-Fusionären und Börsenfans sind solche Gedanken meist

fremd. Erst nach der gescheiterten Fusion – für jede zweite ist das der Fall – kommen sie ins Nachdenken. Davon hört man dann nur noch selten. Viele Unternehmen werden von Managern geführt, die in den Kategorien von Ur-Kapitalisten und nicht von verantwortungsbewußten Unternehmern denken. Sie haben die Dividende der Eigentümer – Stichwort shareholder value – aber sicher auch ihre eigene Gewinnsteigerung und Absicherung im Kopf und verwechseln Modernisierung oft mit Personalabbau. Getarnt wird die Operation dann mit der bereits erwähnten Notwendigkeit, auf dem Weltmarkt „wettbewerbsfähig“ zu bleiben.

Alfred Rappaport, der Erfinder des Begriffs „shareholder value“, sieht in diesem Denken eine Verflachung seiner Theorie. Personalabbau könne die „langfristige Produktivität der verbleibenden Arbeitskräfte negativ beeinflussen“, schrieb er schon vor ein paar Jahren und plädierte für eine langfristige „Partnerschaft für Wertsteigerung“ zwischen Eigentümern (Aktionären) und Angestellten. Das setze die gegenseitige Achtung der Arbeit und Funktion des Partners und eine „gerechte Werteteilung“ des Gewinns, sprich Engagement und eine gerechte Lohnskala voraus. Einige dieser Gedanken kommen in der neuen Theorie von der „New Economy“ zum Vorschein.

Der Mensch lässt sich nicht so ohne weiteres verdrängen. Die Knechtung hat ihre Grenzen. Der Kapitalismus braucht den Menschen auch. Das ist wie im richtigen Leben. Wo nur der kurzfristige Vorteil im Blick ist, da geht es auf Dauer meist schief. Weder Geld noch Personen müssen vorrangig freigesetzt werden, sondern Energien und Ideen. Das sei der wahre Wettbewerbsvorteil, meint Rappaport, nicht die verschlankte Struktur. Die könne auf Dauer sogar teurer zu stehen kommen, denn über die Ideen kommt auch der dritte, unverzichtbare Partner ins Spiel, der Kunde. Das sind wir alle. Die Zeche der

gescheiterten Fusionen zahlen nämlich, wie Rappaport lehrt, die Kunden und die Eigentümer, selten die Manager. Die werden mit Millionenbeträgen abgefunden und gehen auf die Bahamas oder nach Mallorca, wo sie ihr Spiel in Miniatur fortsetzen. Da heißt es dann Monopoly.

Rappaport, Luttwak und andere sind mit ihrer Klage über die Fusionitis nicht allein. In der Wirtschaftswissenschaft wird immer lauter vor dem Primat der Globalisierung gewarnt. Paul Krugmann, der nobelpreisverdächtige momentane Star der wirtschaftswissenschaftlichen Szene, macht in diesem Sinn darauf aufmerksam, dass die Produktivität mehr ein lokales oder regionales, denn ein globales Problem sei. Beispiel Deutschland: Mit 1,3 Prozent der Weltbevölkerung erzeugen wir zwar gut zehn Prozent des Welthandels, aber der größte Teil davon wird in Europa abgewickelt. Global bedeutet vor allem europäisch, und rund 95 Prozent der deutschen Anlageinvestitionen verbleiben sogar im Inland. Von einem entfesselten Wettbewerb aller gegen alle kann keine Rede sein. Der Kunde ist vor Ort. Das war er schon im vergangenen Jahrhundert. Krugman weist nach, dass der internationale Handel heute gemessen am jeweiligen Bruttoinlandsprodukt nicht umfangreicher ist als vor hundert Jahren.

Wer nur global denkt, versagt national. Und wer nur Markt denkt, der versagt auch sozial. Die Welt-AG wird es nicht geben. Schon eine Deutschland-AG ist ein Alptraum, wir haben sie – unter anderem Vorzeichen – bereits einmal erlebt. Es bleibt dabei: Wer das Gemeinwohl sucht, und sei es nur im angelsächsischen Sinne des „größten Glücks der größten Zahl“, der kommt an der katholischen Soziallehre mit dem Prinzip der Subsidiarität nicht vorbei. Oder er endet im Fiasko. Nicht in der Börse liegt das Heil, sondern in der Berufung des Menschen, das Schöpfungswerk zum Wohl aller fortzusetzen. □

„Wer nur global denkt, der versagt national. Und wer nur Markt denkt, der versagt auch sozial“

Seit den Anfängen des Journalismus in der Bundesrepublik Deutschland sind die Regeln zum Schutz der Privatsphäre bekannt. Professor Emil Dovifat, der Vater der Publizistik, schrieb in seinem Standardwerk „Zeitungswissenschaft“ auf Seite 25: „Der Schutz des privaten und persönlichen Lebens vor einem Eindringen der Presse ist die natürliche, den öffentlichen Rechten der Presse entgegengestellte Pflicht und Grenze der Pressearbeit. Da sie für sich das Recht der Öffentlichkeit fordert, hat sie den Raum des Privaten, des Persönlichen, der Intimsphäre besonders zu meiden. Ein Gegensatz zwischen den Artikeln 1 des Grundgesetzes („Die Würde des Menschen ist unantastbar...“) und Artikel 5 (Pressefreiheit unter den „Schranken der allgemeinen Gesetze und dem Recht der persönlichen Ehre“) entsteht dann nicht, wenn der Eingriff der Presseberichterstattung in das Recht der persönlichen Ehre notwendig ist, weil ein öffentliches Interesse die Behandlung von Vorgängen der Intimsphäre verlangt. Jedoch ist das Recht des Artikels 5 dann umstritten, wenn die Freiheit der Presse mißbraucht wird, um aus Sensation und niederem Klatsch eine Auflagensteigerung zu gewinnen.“

Das war vor 35 Jahren, und Dovifat rechnete nicht mit dem Fernsehen. Schon garnicht mit RTL. Heute sehen die Deutschen gut drei Stunden täglich fern. In Ostdeutschland sind es sogar fast dreieinhalb Stunden. Nun soll es noch ein paar Minuten mehr geben. RTL 2 will mit der Alltagsdokumentation mit dem bezeichnenden Namen Big Brother den Konsumdurchschnitt heben – und das Niveau des deutschen Fernsehens weiter senken. Aber der Hit wird zum halben Flop. Von den 3,3 Millionen Zuschauern, die am ersten Tag das nationale „Spannerspektakel“ (Spiegel) betrachteten, blieben bis Mitte März 2,5 Millionen übrig, Tendenz weiter fallend.

Ganz gleich, ob und wie die Geschichte weitergeht, sie ist ein medialer Betrug. Der Dokumentarcharakter ist gestellt, die Welt der zehn von 28 Kameras beäugten und von zig Mikrofonen belausch-

Das Abziehbild von RTL

Wie die Sendung „Big Brother“ die Würde des Menschen verkauft

Von Franz Salzmacher

ten Menschen in der Container-Kaserne bei Köln ist befristet, sie entspricht eben nicht dem Alltag. Mobbing ist Pflicht, der Beste siegt, am Ende bleibt er als Preisgeldgewinner übrig und soll dann in den Talkshows der Nachmittags-Nation, also vor allem den Jugendlichen, seine Erfahrungen noch einmal verkaufen. Es handelt sich um eine Massen-Peep-Show, gemessen an zivilisatorischen Standards sogar um einen Absturz ins Neandertal, um eine Art mediale Prostitution. Denn die zehn verkaufen ihre Intimität.

Aber das Publikum will es. In den Niederlanden, in Großbritannien und in Amerika sind solche Schlüsselloch-Serien große Quotenbringer. Das sollte zu denken geben. Die Kommunikationswissenschaften haben die Neugier längst als eine „anthropologische Konstante, als Naturtrieb wie den Hunger oder die Liebe“ untersucht. Wie diese, so werde auch die Neugier nie ganz gesättigt und befriedigt und erneuere sich auch von selbst. Und ähnlich wie die Liebe in vielen Privatsendern wird mit Big Brother auch der an sich gesunde Trieb Neugier pervertiert. Fernsehmacher, Akteure und Publikum arbeiten hier Hand in Hand, und es liegt nahe, im Wandel und Verfall der Wertvorstellungen einen, vielleicht den Grund für den Aufschwung solcher „Dokumentationen“ zu sehen. Sachaussagen, Argumente und Zusammenhänge sind in einer Welt der Vereinfacher und der bloßen Unterhaltung weit weniger gefragt als Emotionen. Nun zwingt niemand den potentiellen Konsumenten zum Sehen. Wenn es eine Moral der Geschichte gibt, dann die, die der Sozialphilosoph Herrmann Lübke für Medienkonsumenten aufstellt: „Die mit Abstand wichtigste moralische Regel ist die, im Medienkonsum mäßig zu blei-

ben“. Jede andere Regel, jedes andere Verhalten dürfte in der Tat weniger wirksam sein, weil keine andere sich so den vorherrschenden Gesetzen des Medienmarktes nach Auflage und Einschaltquote anpasst. Wo die Nachfrage fehlt, bleibt auch bald das Angebot aus.

Die Perversion der Neugier ist das Werk der Firma „Big Brother“. Sie kauft die Intimität, um sie auf dem Markt feilzubieten. Sie tastet die Würde an. Mit schärferen Gesetzen ist dieser Skrupellosigkeit kaum beizukommen. Was nicht heißt, daß man es deshalb nicht doch versuchen sollte. Schließlich wiegt die Verantwortung der Händler schwerer als die der Konsumenten. Die Händler verbreiten und schaden somit mehr Menschen, die Konsumenten schaden nur sich selbst. Aber in einer pluralistischen Gesellschaft, der der Wertekonsens abhanden gekommen ist, ist es fraglich, ob die Politik, die sich nach der Mehrheit richtet, überhaupt den Mut findet, der Wahrheit und dem Recht des einzelnen Vorrang einzuräumen vor der modernen *volonté générale*, dem Willen der angeblichen Mehrheit.

Wie immer, die letzte Entscheidung liegt beim Markt, die Lösung mithin beim Leser, Hörer, Betrachter, kurz beim Medienkonsumenten. Denn es wäre, meint Lübke, „ein grober Irrtum anzunehmen, daß die Rechtsregeln, die den Medienbetrieb ordnen, uns als Medienkonsumenten von Zwängen der moralischen Selbstbestimmung entlasten könnten.“ Der personale Ansatz dieser Regel weist darüber hinaus auf ihren christlichen Charakter hin. Die Kardinaltugend der Mäßigkeit ist gefordert. Medienaskese und Mediendiät nennt es Josef Pieper und begründet ihre Notwendigkeit damit, den inneren Raum freizuhalten für die Begegnung mit Gott,

um sich abzuschirmen gegen den optischen wie akustischen Lärm einer bloß fiktiven Realität. Das ist eine Erziehungsaufgabe. Wenn das Niveau von Fernsehprogrammen sinkt und der Konsum steigt, dann sind alle gefordert, die ein Interesse an der Würde des Menschen haben. Der Markt hat das nicht.

Auch die Kirchen sind gefordert. Im Katechismus ist unter Punkt 2492 zu lesen: „Jeder muß sich in bezug auf das Privatleben anderer Menschen gebührende Zurückhaltung auferlegen. Jene, die für die Weitergabe von Informationen verantwortlich sind, müssen das Gemeinwohl und die Achtung persönlicher Rechte in ein gerechtes Verhältnis bringen. Informationen über das Privatleben von Personen, die eine politische oder öffentliche Tätigkeit ausüben, sind soweit zu verurteilen, als sie deren Intimsphäre und Freiheit verletzen“. Darauf haben manche Bischöfe auch hingewiesen.

Die Macher von „Big Brother“ beteuern heuchlerisch ihre Unschuld und reden von Authentizität. Aber es fällt schwer, einer Gattung Händler und Quotenjäger Glauben zu schenken, der die Wahrheit und Unversehrtheit der Person nicht viel bedeutet. Sie spielt ihren Part im Drama derzeitiger Dekadenz, von der „Zivilisation der Liebe“ hat sie vermutlich selten gehört, sie kann den Marktwert dieser Zivilisation nicht abschätzen. Mit Grund: Der Wert liegt nicht zutage. Er liegt tiefer. „Die Zivilisation gehört zur Geschichte des Menschen, weil sie seinen geistigen und moralischen Bedürfnissen entspricht,“ schreibt Johannes Paul II. in seinem Brief an die Familien. „Als Abbild und Gleichnis Gottes geschaffen, hat der Mensch die Welt aus den Händen des Schöpfers mit dem Auftrag empfangen, sie nach seinem Abbild und Gleichnis zu gestalten. Genau aus der Erfüllung dieser Aufgabe entsteht die Zivilisation, die schließlich nichts anderes ist als die Humanisierung der Welt.“ Soweit ist man im Neandertal von RTL noch lange nicht. Hier bastelt man am Abziehbild des Menschen, zur größeren Ehre der Glotze. □

St. Josefs-Gemeinschaft - Hoffnung für viele Gläubige

Ein Interview mit Pater Werner Schmid

Am Rande der niederösterreichischen Landeshauptstadt St. Pölten liegt der Ort Kleinhain, in dem es seit fünf Jahren eine Gemeinschaft gibt, die sich in besonderer Weise dem Schutz des hl. Josef anvertraut hat. Wie ist es dazu gekommen? Wer hat die Gemeinschaft gegründet?

Eigentlich nicht. Es hat begonnen vor 12 Jahren, als Kardinal Groër noch Erzbischof von Wien und Prof. Kurt Krenn sein Weihbischof war. Sie ermöglichten damals für junge Männer mit dem Ziel des Priestertums - vorwiegend Spätberufene - in Mayerling eine Studentengemeinschaft unter priesterlicher Leitung („Collegium Sanctissimae Trinitatis“ des Oratoriums des hl. Philipp Neri). Aus unserem Wunsch, diese Gesinnungsgemeinschaft auch über die Weihe hinaus fort dauern zu lassen, entstand dann der Gedanke an eine eigene kirchenrechtliche Formation. Exzellenz Krenn, inzwischen Diözesanbischof von St. Pölten geworden, nahm uns in seine Diözese auf und errichtete am 19. März 1995 die Gemeinschaft vom Heiligen Josef mit ihrem Sitz in Kleinhain.

Wieso kamen Sie gerade auf den hl. Josef?

Aus mehreren Gründen: Wohl zuerst durch die tägliche hl. Messe in der Karmelkirche St. Josef in Mayerling, dann aber auch durch all jene Studenten, die bereits aus einer Berufspraxis kamen. Sie entdeckten sehr bald, dass es hier um mehr ging, als nur um einen heiligen Arbeiter mit Winkel und Hobel

in den Händen. Der heilige Josef war als einfacher Handwerker dazu berufen, in Einheit mit Maria, seiner jungfräulichen Gemahlin, Jesus Christus, dem Ewigen Hohen-



Gruppenbild der jungen Gemeinschaft vom Hl. Josef in Kleinhain - St. Pölten.

priester, väterlich zu dienen und seine Erziehung entscheidend mitzugestalten. Er war so in gewisser Weise mitbeteiligt bei der Formung des Ewigen Hohenpriesters und von da her auch der vorzügliche Schutzpatron für die eigene priesterliche Gestaltung. Diese Inspiration wurde bestätigt und verstärkt durch die gerade zu dieser Zeit erfolgte Veröffentlichung von „Redemptoris custos“ vom 15. August 1989.

Sie meinen das Apostolische Schreiben von Papst Johannes Paul II. über Gestalt und Sendung des heiligen Josef im Leben Christi und der Kirche. Was hat sie da besonders angesprochen?

Um nur zwei Punkte herauszugreifen: Der Heilige Vater nennt den hl. Josef einen „einzigartigen Lehrmeister im Dienst der Heilssendung

Christi“, und er hegt den „lebhaften Wunsch“, jenes Gebet wieder aufzugreifen, das Papst Leo XIII. vor über hundert Jahren verfaßt hat. Denn dieses Gebet und Josefs Gestalt - so heißt es in „Redemptoris custos“ - „gewinnen in bezug auf das neue christliche Jahrtausend eine erneuerte Aktualität für die Kirche unserer Zeit“. Vergessen Sie auch nicht, was das bedeutet: „Schutzpatron der gesamten Kirche“! Das heißt: Gott hat die Kirche in all den Gefahren und Stürmen der Zeit der tatkräftigen Umsicht und Obsorge dieses Mannes anvertraut. Aber vielleicht das entscheidendste: Niemand hat Jesus und Maria mehr geliebt als der heilige Josef. Dies von ihm zu lernen in seiner schweigenden Schule des treuen Dienens ist zugleich die wesentlichste Verehrung des Heiligen selbst. Oder anders ausgedrückt: Unsere Verehrung des hl. Josef besteht darin, dass wir versuchen, Jesus und Maria mit seinen Augen zu betrachten und sozusagen mit seinem Herzen zu lieben.

Auch wenn Ihre Gemeinschaft sehr klein ist, so ist sie doch ein Teil der Universalkirche. Was ist ihr spezieller Beitrag für die Gesamtkirche?

Zunächst einmal der ganz einfache priesterliche Dienst. Unsere Priester unterstehen dem Bischof, und sie sind eingesetzt für die üblichen Seelsorgsaufgaben der Diözese. Weiters möchten wir mithelfen, dass der Kirche Priester bzw. geistliche Berufungen geschenkt werden. Wir wollen Priester, die zum Lehramt der Kirche stehen, die die Kir-

che lieben und die die ganzen Wahrheiten des Glaubens verkünden. Dazu dient die Rückbindung an eine Gemeinschaft, die vor Vereinsamung und Resignation bewahrt.

Und wie geschieht das konkret? Die Priester unserer Gemeinschaft haben in Kleinhain weiterhin ihre Zimmer. Einmal pro Woche kommen sie hier zusammen und verbringen diesen Tag gemeinsam. Diese regelmäßigen Zusammenkünfte in einer Atmosphäre glaubensmäßiger Einheit sind ein wichtiger Punkt sowohl für den seelsorglichen Dienst in der Pfarre als auch für die persönliche Formung des je einzelnen. Wenn die Gemeinschaft den jungen Priestern auf diese Weise ein Stück „Nazareth“ vermitteln kann - mit der Anbetung Jesu Christi im allerheiligsten Sakrament, in der Liebe zur allerseligsten Jungfrau und unter dem Schutz des heiligen Josef - dann ist allein damit eine wesentliche Aufgabe des Hauses erfüllt.

Sie sind also in die ganz normale Diözesane Pfarrseelsorge eingebunden - allerdings mit dem wöchentlichen gemeinsamen Tag im eigenen Haus. Sehen Sie noch weitere Aufgaben für Ihre Gemeinschaft?

Das hängt ab von den jeweiligen Fähigkeiten. So versieht etwa eines unserer Mitglieder seit Jahren den Dienst des Zeremoniars bei Bischof Krenn. Ein anderer bereitet sich auf eine Habilitation in Moraltheologie vor, ein dritter ist Bruder und betreut die Haustischlerei und die Haustechnik sowie den kleinen Eigenverlag „St. Josef“. Wir haben bereits in 2. Auflage ein Buch herausgegeben mit Auszügen aus Predigten, Ansprachen und Vorträgen des Bischofs („Worte auf dem Weg“) und erst kürzlich ein Buch über die entscheidenden - und leider vielfach verschwiegenen - Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils („Das verschwiegene Konzil“). In Vorbereitung ist ein Buch über den hl. Josef. Die Gestalt des hl. Josef von Entstellungen und vom „Staub der Geschichte“ zu befreien und dadurch seine Verehrung wieder mehr bekannt zu machen, ist uns ja ein besonderes Anliegen.

Ihre Gemeinschaft besteht erst seit 1995. Eine kurze Zeit für ein geistliches Wachstum. Aber dennoch: Wie hat sie sich in diesen fünf Jahren entwickelt?

Aus der vor 12 Jahren in Mayerling entstandenen Studentengemeinschaft wurden bisher insgesamt 24 Priester geweiht, die in verschiedenen Diözesen wirken. 10 davon erhielten ihre Priesterweihe in der daraus hervorgegangenen „Gemeinschaft vom heiligen Josef“ hier in der Diözese St. Pölten durch Bischof Kurt Krenn. Einer davon, Bernhard Groß, ist allerdings bereits in der Ewigkeit. Er starb 1998 nach zwei Priesterjahren an Leukämie. Um Nachwuchs müssen wir weiterhin Gott bitten, ebenso aber auch für die schon Geweihten, damit sie treu bleiben in ihrem Dienst!

Und wie ist es in diesem Jahr? Heuer dürfen wir zwei weitere Priesterweihen aus unserer Gemeinschaft erwarten.

Gibt es Eigenschaften Ihrer Gemeinschaft, die gewissermaßen identitätsstiftend und unaufgebbar sind?

Unser geistliches Leben orientiert sich grundsätzlich an dem, was von der Kirche in ihren Dokumenten für die Ausbildung und das Leben der Priester gefordert wird. Das Identitätsstiftende der Gemeinschaft ist das Katholische in seiner ganzen Fülle. Aber dazu gehört natürlich der hl. Josef und all das, was sich aus seiner Verehrung ergibt: die besondere Beziehung zu Jesus und seiner heiligsten Mutter.

Kritiker könnten hier vielleicht fragen: Ist das alles? Was sagen Sie darauf?

Das Dasein und Sosein als Priester in der heutigen Gesellschaft, das Zeugnis nach außen, die tägliche Pflicht Gott gegenüber und den Menschen gegenüber; dass diese winzige Gemeinschaft überhaupt entstanden ist, dass sie existiert, als kleines Zeichen der Hoffnung für viele Gläubige, als Zeichen dafür, dass die Kirche immer jung ist, dass der Baum der Kirche stets neue Triebe hervorbringt - dies alles sind Gründe genug, die die Existenz rechtfertigen. Es geht nicht um Quantität. Der hl. Josef ist kein Mann

des großen öffentlichen Auftritts. Das tägliche Gebet, der tägliche gemeinsame Rosenkranz, die tägliche eucharistische Anbetung mit Segen - dies alles ist eine Gnade, die vielen zuteil wird. Nicht nur dem Ort hier und seinen Bewohnern, sondern - wie wir demütig hoffen dürfen - letztlich der ganzen Kirche.

Kann man daraus schließen, dass Sie sich aus den innerkirchlichen Auseinandersetzungen der Gegenwart heraushalten und auch öffentlich dazu keine Stellung nehmen?

So kann man das nicht sagen. Wir wollen bewußt Stellung nehmen. Nur: unsere öffentliche Stellungnahme besteht eben darin, dass es „Kleinhain“ überhaupt gibt. Wir versuchen kleine Akzente zu setzen, im geistlichen Leben, aber auch nach außen hin: Wir haben im Haus keinen Alkohol, kein Nikotin und kein Fernsehen; zum gemeinsamen Gebet in der Kapelle und bei der Liturgie tragen wir die Soutane, und die Diakone und Priester gehen in priesterlicher Kleidung. Wenn die Kirche für die Welt ein Zeichen sein soll, dann muß dieses Zeichen auch für die Menschen erkennbar sein, sonst ist es wertlos. Aber das ist ja alles nicht neu.

Wie sehen Sie die weitere Entwicklung?

Wir haben allen Grund zur Hoffnung, denn Christus trägt seine Kirche. Der Modernismus dagegen hat keine Zukunft. Das ist ein dürrer Baum, aus dem heraus kein neues Leben wächst und keine Erneuerung der Kirche kommt. Wir sind aber auch überzeugt, dass sich die Berufungen - nicht nur für unsere Gemeinschaft - letztlich entscheiden werden an der Kommunionbank und beim Rosenkranz! □

Wir danken für das Gespräch. Das Gespräch führte Hubert Gindert.

Kontaktadresse und Information:

Gemeinschaft vom heiligen Josef, Moderator P. Werner Schmid, Kleinhain 6, A-3107 St. Pölten-Traisenpark, Tel. +43 (2742) 360088, Fax +43 (2742) 20284 e-mail: gemeinschaft@stjosef.at Internet: <http://www.stjosef.at>

Frauenfeindliche Kirche oder kirchenfeindliche Frauen?

Von Andrea Dillon

Im vorausgehenden ersten Teil (Märzheft) hat die Verfasserin die Einstellung zur Frau im alten Israel und das Verhalten Christi ihr gegenüber thematisiert. In diesem weiterführenden Abschnitt ihres Beitrages zeigt die Autorin, dass die Behauptung „zur Frau werde man nicht geboren“, sondern durch Erziehung und Umwelt gemacht, nicht stimmt, weil es wissenschaftlich abgesicherte, sich gegenseitig ergänzende Unterschiede zwischen Mann und Frau gibt. Die Verfasserin weist weiterhin nach, dass die häufig kritisch zitierte Einstellung der frühen Kirche, sowie einiger Kirchenlehrer nur eine Teilsicht der Zitierten wiedergibt. Schließlich legt Andrea Dillon dar, dass die Zuspitzung der Haltung der Kirche zur Frau auf die Verweigerung der Frauenordination auf ein Mißverständnis von „Menschenrecht“ sowie auf die Nivellierung des Weihepriestertums zurückgeht.

Unterschiede zwischen Mann und Frau

Es ist natürlich nicht schwierig, im Laufe der Kirchengeschichte auch immer wieder Ereignisse zu finden, die bis heute einen dunklen Schatten werfen. Vor allem wenn man einzelne Dinge aus ihrem Zusammenhang reißt (wie etwa bei manchen Zitaten alter Kirchenschriftsteller) oder einzelne Details ihres historischen Hintergrunds beraubt, läßt sich das sehr einfach bewerkstelligen.

Es ist kein Geheimnis, dass in der Theologie der Kirchenväter (und teilweise auch des Mittelalters) die Frau je nach der spezifischen Philosophie, die dahinter steht, auch *ambivalent* gesehen wird. Der Sündenfall Evas hat einige Gelehrte dazu gebracht, Frauen als besonders schwach und versuchbar anzusehen und darum geringzuschätzen – Origenes etwa wird hier oft zitiert, Tertullian, Augustinus und sogar Thomas von Aquin. Aber nur bei diesen Aussagen der alten Väter stehenzublei-

ben (es gibt ja auch andere!), wird der Sache nicht gerecht – man kann schließlich aus *keinem* Konzept einfach einzelne Sätze herauspicken, sondern muß immer die Gesamtschau berücksichtigen! Auch darauf werden wir später noch eingehen.

Grundsätzlich jedoch läßt sich sagen, dass die Jahrhunderte vor uns (in und außerhalb der Kirche!) über ein recht sicheres Gespür verfügten, wenn es um das unterschiedliche Wesen, die unterschiedlichen Eigenarten und die sich daraus ergebenden unterschiedlichen Aufgaben von Mann und Frau ging. Erst das 19. und 20. Jahrhundert haben begonnen, diese Unterschiede zu leugnen und zugunsten einer Art „Einheitsfabrikat Mensch“ aufzulösen - ein Konzept, das besonders in den linken Ideologien seinen Niederschlag gefunden hat.

Vom biologischen Standpunkt aus betrachtet kann heute allerdings (Gott sei Dank!) niemand mehr bestreiten, dass es zwischen den Geschlechtern dennoch ent-

scheidende Unterschiede *gibt*, und zwar dergestalt, dass sie bis in die Erbinformation der kleinsten Körperzelle hineinreichen. Und auch die seriöse Geschlechterpsychologie kann uns über „typisch männliches“ und „typisch weibliches“ Verhalten hinreichend Auskunft geben, weil Körper und Seele beim Menschen nun einmal miteinander verwoben sind.

Zwar ist es wahr, dass jede im Erbgut verankerte Veranlagung sich in einer bestimmten Umwelt ausformt und entfaltet – und das wird in Deutschland daher vielleicht ein bißchen anders aussehen als in Saudi-Arabien –, aber dennoch handelt es sich bei männlichem bzw. weiblichem Verhalten *nicht* einfach bloß um eine „Rolle“ oder um „Rollenverhalten“ (das man nach Belieben am Garderobenhaken ablegen könnte wie eine alte, abgebrauchte Küchenschürze!), sondern um etwas viel Grundlegenderes.

Auch die moderne Hirnforschung hat diese entscheidenden Verschiedenheiten herausgearbeitet. Es würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, darüber im Detail zu berichten; aber einige kurze Anmerkungen können uns dennoch zur Veranschaulichung dienen: So sind Frauen in ihrem Denken und Fühlen meist eher *konkret*, Männer meist eher *abstrakt*. (Das Nachdenken über Gott als einer „ontologischen Entität“ ist bestimmt nur einem Mann eingefallen!) Es *gibt* zwar berühmte weibliche Mathematikerinnen und Philosophinnen, aber sie sind selten; ebenso wie Komponistinnen, Malerinnen und Schachmeisterinnen eine Rarität sind.

Die *Stärke* der Frau hingegen ist das Wort, und zwar das gesprochene ebenso wie das geschriebene Wort. In literarischer Hinsicht kann sie sich seit jeher mit dem Mann messen.

Andererseits verfügen Frauen oft über eine treffsichere Intuition (was andere Leute nicht nur manchmal zur Verzweiflung bringt, sondern ihnen als Phänomen auch oft unheimlich ist, weil es sich einer wissenschaftlich fassbaren Analyse entzieht), und sie verfügen über einen gesteigerten Sinn für das Reale und das Detail. Männer sind dafür abstrakter, logischer, unpersönlicher und auch unparteilicher als Frauen.

Das sind Ergebnisse der modernen Geschlechterpsychologie bzw. Hirnforschung, auch wenn sie in unseren Breiten leider noch wenig bekannt zu sein scheinen. Bei uns huldigt man in Bezug auf die Geschlechterfrage eher noch einem anderen Modell, und zwar dem „Rollendenken“ à la Simone de Beauvoir, die als einflussreiche Feministin formuliert hat: „Als Frau wird man nicht geboren, sondern man wird dazu gemacht!“

Hinter diesem „Rollendenken“ freilich steht bei genauerer Betrachtung keineswegs eine Form von „neuer Erkenntnis“, sondern im Gegenteil ein ganz gewöhnliches marxistisches Menschenbild! Nach der Lehre von Karl Marx ist der Mensch bekanntlich lediglich das Ergebnis der ihn umgebenden gesellschaftlichen Verhältnisse. Frau und Mann würden erst durch die Gesellschaft dazu gebracht, im Leben unterschiedliche Aufgaben wahrzunehmen, heißt es da; sobald man aber Dinge wie Familienleben und private Kindererziehung abschaffen, die Frauen in die Berufe zwingen und die Kinder alle gleichermaßen vom Staat erziehen lassen würde, würden sich diese „Rollenklischees“ auch wieder geben und würde endlich der Zustand der paradiesischen völligen „Gleichheit“ eintreten.

Das ist die Lehre des Marxismus – und die tragischen Folgen dieser jahrzehntelangen Ideologie in So-

wjetrußland (mit all dem Zerbruch der Familien, der Verwahrlosung der Kinder und einer daraus resultierenden gigantischen Zahl von seelischen Erkrankungen, Süchten und Kriminalität) sind hinreichend bekannt. Es lässt sich für uns darum auch leicht feststellen, dass dort keineswegs „Befreiung und Gerechtigkeit“ für die Frau erreicht wurden, sondern dass im Gegenteil eher eine Doppelbelastung und eine einsetzende Vermännlichung das Ergebnis waren, da der *Eigenwert* der Frau nicht mehr gesehen und sie in Aufgabenbereiche des Mannes hineingezwungen wurde. Das aber kann nicht unser Ziel sein – und „an den Früchten sollen wir das rechtzeitig erkennen“.

Die Einstellung zur Frau und die „Frauenfrage“ in der frühen Kirche (Paulus)

Zurück zum Frauenbild der katholischen Kirche. Wer den Kirchenkritikern für eine angebliche Frauenfeindlichkeit am allermeisten den Kopf hinhalten muß, ist der hl. Paulus, und mit Schriftzitat wird dabei nur so um sich geworfen. Besonders beliebt bei der Beweisführung der Ankläger ist etwa der Ausspruch des Apostels aus dem ersten Korintherbrief (14,33b f), die Frau habe „in der Kirche zu schweigen“. (Zitiert wird hier meist: „Mulier taceat in Ecclesia“. – Der Originaltext in der Vulgata allerdings steht in beiden Substantiva in der Mehrzahl: „Mulieres in Ecclesiis taceant“, „Die Frauen mögen in den Kirchen schweigen...“!)

Außer Acht gelassen wird hier von den Kritikern darüber hinaus auch der Zusammenhang: Paulus spricht an dieser Stelle ausschließlich über den Gemeindegottesdienst, in dem die zu „Leh-

Die Stifterfiguren des Naumberger Doms Ekkehard und Uta, welche den unterschiedlichen Ausdruck von Mann und Frau dokumentieren.



ren“ Bestellten die Aussagen der zu „Propheten“ Berufenen zu beurteilen hatten. Den Frauen wird hier also das „Lehren“ im Gottesdienst – wir können es auch modern ausdrücken und sagen: das Predigen in der Eucharistiefeier – untersagt, und es ist bemerkenswert, dass Paulus sich zur Begründung dieser Anweisung auf ein „Gebot des Herrn“ beruft (1 Kor 7,10f).

Der Apostel verbietet den Frauen also nicht das *Reden* – im Gegenteil, bei den Prophetinnen hat er es einige Verse zuvor (1 Kor 11,5) gerade noch vorausgesetzt! (Denn seit dem Pfingstereignis ist ja auch das Prophetenwort des Joel in Erfüllung gegangen: dass nicht bloß die Söhne, sondern auch die Töchter die Eingießung des Gottesgeistes erfahren würden! Auch Frauen haben seit Pfingsten im Heiligen Geist das Charisma, Gebete zu sprechen und Weissagen zu empfangen.)

Ebensowenig ist damit gemeint, dass Frauen in der Gemeinde eine bloß passive Rolle zu spielen hätten – zahlreiche Schriftstellen belegen vielmehr das Gegenteil: Weibliche Mitarbeiter des Paulus setzen sich für das Evangelium ein (Röm 16,1), sie lehren andere den Glauben, arbeiten also in der Katechese (Apg 18,26), sie entwickeln ein starkes Engagement im caritativen Bereich (Röm 16,1f, 1 Tim 3,11), und darüber hinaus entsteht durch sie die neue Lebensform der gottgeweihten Jungfräulichkeit im Dienst der Kirche (1 Kor 7,25-40).

Wenn man die Apostelbriefe etwas genauer liest, wird man vom Klischee „Paulus, der Frauenfeind“ rasch geheilt – denn wie etwa hat Paulus persönlich sich Frauen gegenüber verhalten? Nie erlaubt er sich auch nur eine kleine Unhöflichkeit ihnen gegenüber! Dem Römer-Brief hat er persönliche Grüße angefügt: „Ich empfehle euch unsere Schwester Phöbe... Nehmt sie auf im Herrn, wie es sich für Heilige geziemt; steht ihr in allem bei, wo sie euer bedarf. Sie ist vielen und auch mir eine Helferin geworden.“

Er grüßt weiter das Ehepaar

Prisca und Aquila („meine Mitarbeiter in Christus“), wobei er höflich den Namen der Frau zuerst nennt.

Einen Gruß sendet er auch einer gewissen Maria, „die sich soviel für euch abgemüht hat“.

Einen besonderen Gruß schickt er „der geliebten Persis“ (da der Name auf eine Sklavin hinweist, ist es umso bedeutungsvoller, dass Paulus sie „geliebt“ nennt).

„Grüßt Rufus ... und seine Mutter, die auch mir Mutter ist...“ usw.

Der ganze Abschnitt enthält solche kleinen Komplimente an römische Frauen, für die er Zuneigung und Dankbarkeit empfindet. Auch bei seiner missionarischen Tätigkeit mangelte es nicht an einflussreichen Frauen, die ihm diese seine Tätigkeiten oft sogar überhaupt erst ermöglichen (z.B. die Purpurchändlerin Lydia, die laut Apostelgeschichte eine wichtige Rolle in der Ortsgemeinde spielte).

In der unmittelbaren Umgebung des Paulus fehlt es also nicht an Frauen, die ihm und den Gemeinden viel bedeuten. Er hat sie nicht nur ehrerbietig, sondern auch liebevoll behandelt und dabei keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern gemacht.

Es ist darum unlogisch und unsinnig zu behaupten, die theologischen Anweisungen des hl. Paulus müßten lediglich aus den Vorstellungen seiner Zeit und Kultur abgeleitet werden. Gerade in Korinth wirkten viele *Priesterinnen*, besonders in den Mysterienreligionen, bei denen am Altar Frauen den Opferdienst versahen und auch Männer religiös unterwiesen. Ebenso gab es im Römischen Reich und der hellenistischen Kultur zahlreiche selbständige Frauen, und zwar in einem sogar für unser Verhältnis außergewöhnlichen Maße: Es gab Frauen, die eine eigene Firma leiteten, eine Reederei besaßen, als Ärztinnen wirkten, z.T. sogar öffentliche Ämter bekleideten oder als geachtete Philosophinnen lehrten und viel mehr Freiheiten hatten als je eine jüdische Frau.

Paulus stellt ein für allemal klar, dass es in Bezug auf die *Würde* von

Mann und Frau durch Taufe und Gotteskindschaft *keine* Unterschiede gibt, dass solche aber sehr wohl in Bezug auf die *Aufgaben* der Geschlechter existieren. Hier entwickelt Paulus das bekannte Bild vom „Leib mit den verschiedenen Gliedern“, die aufeinander angewiesen sind (1 Kor 12,12).

Und auch die vielgeschmähte, von ihm angemahnte „Unterordnung der Frau unter den Mann“, die Gegner des Glaubens den Christen ebenfalls immer wieder um die Ohren schlagen, steht in einem ganz anderen Kontext, als es auf den ersten Blick scheinen mag: nämlich im Rahmen einer *gegenseitigen* Unterordnung von Mann und Frau (Eph 5,21), die eine Beziehung der *Liebe* bedeutet: Auch der Mann soll sich für seine Frau einsetzen, und zwar in einem solchen Maße „wie Christus sich für die Kirche hingegeben hat“ – also bis hin zum Totalopfer. Hier ist also bei näherem Hinsehen nicht nur die Unterordnung der Frau unter den Mann gemeint, sondern auch die Entäußerung des Mannes für seine Frau (und in der Folge für seine Familie).

Die Haltung einiger Kirchenlehrer gegenüber dem weiblichen Geschlecht (bis zur Neuzeit)

Soweit zum hl. Paulus. An ihn anschließen soll sich ein kurzer Blick auf die Kirchengeschichte, um zu sehen, wie es dort um das Frauenbild der katholischen Kirche bestellt ist. (Übrigens: Wenn Gegner des Glaubens immer wieder damit kommen, wie frauenfeindlich doch vor allem die *alten* christlichen Schriftsteller gewesen seien, dann sollte man sie vielleicht darauf hinweisen, dass sich die „schlimmsten“ Aussagen über Frauen nicht bei christlichen Autoren finden lassen, sondern bei den Idealisten und bei einigen modernen Publizisten – z.B. Schopenhauer, der die Frau als das „in jeder Hinsicht hintanbleibende Geschlecht“ bezeichnet hat, als „notorisch verlogen, voller Verschlagenheit und List“; oder Kant, der Frauen für „unfähig zur Wissenschaft hielt“, oder auch Esther Vilàr, die sagt: „Die Männer

sind stark, intelligent, phantasievoll, die Frauen schwach, dumm und phantasielos.“)

Der Lamenttheologe Tertullian z.B. (um 200), ließ sich in seinem nordafrikanischen Temperament zwar einmal in einem Ausbruch dazu hinreißen, Eva als das „Tor zur Hölle“ zu bezeichnen (was ihm sogar 1800 Jahre danach noch übel angekreidet wird!), aber in anderen seiner Schriften spricht er von Frauen auch respektvoll als von „Mitdienerinnen“, „Schwestern“ oder „Töchtern der Weisheit“ und lobt sogar deren leibliche Schönheit, sofern sie der inneren Harmonie mit Gott entspricht.

Der Kirchenlehrer Hieronymus (um 400), wird heute ebenfalls als Weiberfeind verteufelt - aber wer spricht noch davon, dass er auch ein großer Förderer weiblicher theologischer Bildung war? Er hielt für Frauen sogar richtige Bibelkurse, lehrte sie Hebräisch und empfahl für die Bildung von Mädchen die Lektüre der besten Theologen des Altertums!

Auch das „finstere Mittelalter“ ist so finster nicht, wie man es mit all den Hinweisen auf eine „machtbesessene patriarchalistische Papstkirche, die alles und jeden unterdrückt“ oft glauben machen will: Abgesehen von den großartigen Frauengestalten, die der Kirche in dieser Zeit erwachsen sind (gelehrte Wissenschaftlerinnen wie Hildegard von Bingen, Mystikerinnen wie Birgitta von Schweden, Mechthild von Magdeburg, Mechthild von Hackeborn oder Gertrud von Helfta, geistliche Schriftstellerinnen wie Theresa von Avila, prophetische Gestalten wie Katharina von Siena), abgesehen davon waren im Mittelalter die adeligen Frauen auch meist wesentlich gebildeter als die Männer. An den päpstlichen Universitäten gab es sogar bereits seit dem 12. Jahrhundert (!) die ersten weiblichen Professoren - während ein Aufklärer wie Kant sogar noch um 1800 die Wissenschaft allein den Männern vorbehalten wollte! (Wer ist hier also frauenfeindlich - die Kirche oder die Aufklärer?)

Fortsetzung folgt

Hinführung zur Erstkommunion

Von Robert Kramer

Zweite Stunde: Wer ist Jesus?

Im Alten Bund wurde ein Lamm geopfert, um von Gott Verzeihung zu erlangen.



Jesus ist das Pascha-Lamm des Neuen Bundes, das durch seinen Tod unsere Schuld hinwegnimmt.

Wir empfangen das „Lamm Gottes“ in der heiligen Kommunion



Wie Johannes der Täufer sagt der Priester vor der heiligen Kommunion:

„Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde(n) der Welt!“

Zum Stundenverlauf:

- Wer ist Jesus? - Was Maria über Jesus wußte ... Was die Hirten über Jesus wußten ...
- Schon einmal haben wir von Johannes dem Täufer gehört (2. Stunde, Beichtunterricht: Vom „Himmelsweg“). Was wißt Ihr noch davon? Johannes sagte damals über Jesus: „Seht, das Lamm Gottes!“ Was wollte er damit sagen? (Wir erzählen, warum die Juden an Ostern ein Lamm opferten - jetzt ist Jesus dieses Lamm).

- Heft: Überschrift und 1. Satz
- Die Juden haben dieses Lamm nicht nur geopfert, sondern auch - gegessen. Auch wir Christen „essen“ dieses Lamm - in der hl. Kommunion.
- Heft: Wir malen das Lamm und schreiben den 2. und 3. Satz unter das Bild; nach dem 3. Satz zeichnen wir die Hostie.
- Wer in der hl. Messe aufpaßt, hat sicher schon einmal die Worte vom „Lamm Gottes“ gehört ...
- Heft: Wir tragen den Schlußsatz ein.

Wir sprechen (oder singen) miteinander das Agnus-Dei-Lied:

O Lamm Gottes, das die Sünden aller Welt getragen hat, laß bei dir mich Beistand finden, hilf mir zur erwünschten Gnad'!

Ja, schau nieder zu mir Armen, liebster Heiland, voll Erbarmen!

Mach mich frei von aller Schuld, schenk mir wieder deine Huld!

Straßburger Gesangbuch, 1789

Anschriften der Autoren dieses Heftes:

- Dr. Andrea Dillon
Alberstr. 14, 29525 Uelzen
- Dr. Bruno Hügel
Kilian-Leib-Str. 49, 85072 Eichstätt
- Ost. D. Robert Kramer
Ostendstr. 18, 82390 Eberfing
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- P. Giovanni Sala SJ
Kaulbacherstr. 31 a, 80539 München

Ist das Gewissen des einzelnen wirklich die letzte Instanz in moralischen Fragen?

In einem „Pastoralblatt“ für nord- und westdeutsche Diözesen (Februar 2/2000) findet sich ein Artikel von P.Hermann-Josef Lauter OFM, in dem es um die Frage des Gewissens und der Autorität in der Kirche geht.

Zunächst wird ein scheinbar weiniger heißes Eisen angesprochen: das Sonntagsgebot. „Der Katechismus der Katholischen Kirche bemerkt dazu: ‘Wer diese Pflicht absichtlich versäumt, begeht eine schwere Sünde.’ (2181) Mit dieser und vielen anderen Drohungen hat man früher die Katholiken in kirchlicher Disziplin gehalten.“ (P.Lauter) Stimmt das? Ist es nicht vielmehr so, dass das kirchliche Lehramt an das 3. Gottesgebot gebunden ist? Die Sonntagsheiligung ist nun einmal nicht in das Belieben des Einzelnen gestellt und kann nicht nach dem Lustprinzip mal mit der hl. Messe, mal am Badestrand „erfüllt“ werden.

Dann aber spielt P. Lauter das „persönliche Gewissen“ und den „Glaubenssinn aller Gläubigen“ gegen das Lehramt aus: „Wenn z.B. eine moraltheologische (nicht unfehlbare) Lehre von der überwältigenden Mehrheit der Gläubigen nicht ‘rezipiert’ wird, wie das beim absoluten (‘deontologischen’) Verbot sogenannter ‘künstlicher Empfängnisverhütung’ der Enzyklika ‘Humanae vitae’ der Fall ist, sollte das Lehramt die richtige Konsequenz daraus ziehen“. Das heißt: Laßt die Gläubigen selber entscheiden! Verschwiegen wird, wer die Gläubigen daran gehindert hat, die Lehre der Enzyklika „Humanae vitae“ zu rezipieren, nämlich die „Königsteiner Erklärung“ unserer Bischöfe, die hier dem Rat bestimmter Moraltheologen folgten. Wenn P. Lauter meint, „bei unserer Kirche ist zwar nicht mit einem Widerruf zu rechnen, aber man sollte Gras darüber wachsen lassen“, wird schlagartig klar, welcher Anschauung wir hier begegnen: es ist dies der von der Kirche, vor allem von Papst Pius X., verurteilte Modernismus, für den das „persönliche Gewissen“

Auf dem Prüfstand

Vorrang vor der geoffenbarten Wahrheit besitzt und der den „Glaubenssinn aller Gläubigen“ auch dort noch beschwört, wo Gläubige dem Zeitgeist verfallen sind. Als ob durch Mehrheitsentscheide über die Wahrheit befunden werden könnte!

Robert Kramer

Limburg: Sehnsucht nach einer anderen Kirche

Kaum waren im Bistum Limburg die neuen Pfarrgemeinderäte gewählt, erhielten sie vom Präsidium der Diözesanversammlung einen Brief, der sie über eine Sitzung dieses Gremiums vom 13.11.99 informierte. Thema war das „Verhältnis der Ortskirchen (Bistümer) zu Rom“, und im besonderen bestimmte „Tendenzen in der Amtsausübung des römischen Lehramtes: Diskussionen werden endgültig für beendet erklärt, der Bereich der von jedem als verbindlich anzunehmenden Glaubensinhalte wird immer mehr ausgeweitet, argumentative Auseinandersetzung wird verweigert, statt dessen werden Verbote verhängt und Disziplinarmaßnahmen ergriffen. Das Lehramt pocht in einer Weise auf seiner formalen Autorität, die letztlich die nötige Autorität des Amtes selbst aushöhlt. Diese Entwicklungen wollen wir nicht stillschweigend hinnehmen.“

Diese aus dem Geist der KirchenvolksBegehrer stammenden ungeheuerlichen Vorwürfe des Präsidenten Dr. Hans-Peter Röther müssen dazu herhalten, um gegen die römischen „Tendenzen“ eine „Stärkung des Subsidiaritätsprinzipes und des synodalen Verfassungselementes in der Kirche“ einzufordern. Was heißt dies? Im Gro-

ßen Herder 1957 stand unter dem Stichwort „Gemeinde“ Folgendes: „Kirchl. G(emeinde), im Protestantismus bes. bei den Freikirchen, aber auch in der Verf. der dt. ev. Landeskirchen seit 1919 ‘die Urzelle der Kirche’. Von der G. her baut sich durch Wahlen die gesamtkirchl. Organisation auf (Synoden). *Darin liegt seit der Reformation eine Entscheidung gg. die zentrale, hierarch. ... Struktur der Kirche zugunsten der ‘Versammlung der Gläubigen’ ...*“.

Merken die Verantwortlichen in Limburg nicht, dass sie mit ihren Bestrebungen die katholische, auf Christus zurückgehende hierarchische Verfaßtheit der Kirche zugunsten einer synodalen im Sinne des Protestantismus aufgeben? Auch das Subsidiaritätsprinzip hat sich im katholischen Kirchenverständnis dem hierarchischen Prinzip unterzuordnen.

Robert Kramer

Wer darf?

Die Geschäftsstelle des Hamburger Katholikentags preist diese teure Großveranstaltung als Forum der Dialogfähigkeit und des freien Ausstausches von Meinungen. „Vielfalt und Reichtum entdecken und Fragen stellen“ nennt die Geschäftsstelle u.a. als Ziel. Und wie sieht es mit der Dialogfähigkeit der Veranstaltungsleitung selbst aus? Die Geschäftsstelle unter Leitung von Weihbischof Jaschke hat die KPE, die Marienpfadfinder Europas schriftlich eingeladen und P. Andreas Hönisch, der Gründer einer vom Papst anerkannten Ordensgemeinschaft verboten, einen Vortrag auf einer Veranstaltung der Initiativkreise in Hamburg zu halten. Die erste Begründung für diesen Ausschluß war, die Anwesenheit von Pater Andreas Hönisch und der KPE könnte Unfrieden hervorrufen. Dabei fühlte sich auf früheren Katholikentagen in Dresden und Mainz niemand vom Rosenkranzgebet der KPE und den Gesprächen mit Pater Hönisch gestört. Nicht einmal die exotischen Gruppen von Lesben, Schwulen und „Lila Stola der Priesterfrauen“, die ja ihre Farb-

kleckse dem Katholikentag unübersehbar aufdrücken dürfen, haben an der KPE und an Pater Hönisch Anstoß genommen. Als die Geschäftsstelle darauf hingewiesen wurde, dass ihre Befürchtung also unbegründet sei, änderte sie ihre Argumentation. Die KPE und Pater Hönisch seien nicht bundesweit organisiert, hieß es plötzlich. Als auch dieser Vorwurf widerlegt werden konnte, änderte die Geschäftsstelle ihre Begründung für die Ablehnung ein weiteres Mal. Niemand habe einen Anspruch auf Zulassung in das Programmangebot, schrieb dann die Geschäftsstelle. Das war kurz und bündig. Diese Antwort zeigt auch, was die Veranstalter unter Dialogfähigkeit und Dialogbereitschaft verstehen. Bloß keine andere Meinung vorbringen lassen. Für die Veranstaltungsleitung bedeutet Dialogfähigkeit offenbar nur die Übernahme des Zeitgeistes. Wer aber den Glauben an Christus ernst nimmt, der stört zumindest die Leitung des Katholikentages in ihrer behaglichen Ruhe. Die glaubenstreuen Katholiken werden trotz dieser Dialogverweigerung ihren Weg gehen, denn „der Geist weht, wo er will“.

Eduard Werner

Pflicht der Bischöfe

In seiner dritten Ansprache an die deutschen Bischöfe bei deren Ad-Limina-Besuch in Rom im November 1999 erinnerte der Papst noch einmal eindringlich an das, was er 1994 in seinem Apostolischen Schreiben „*Ordinatio Sacerdotalis*“ (Nr. 4) festgestellt hatte, nämlich „dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, und dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig an diese Entscheidung zu halten haben“. Ausdrücklich fügte der Papst hinzu: der Lehre, dass das Priesteramt den Männern vorbehalten ist, kommt kraft des ordentlichen und allgemeinen Lehramtes der Kirche Unfehlbarkeit zu. Und den Bischöfen schärfte er in ungewöhnlicher Direktheit ein: „Als authentische Hirten Eurer Diözesen habt Ihr die Pflicht, von einzelnen oder Vereinigungen vorgetragene gegenteilige

Auffassungen zurückweisen und zu jenem offenen und klaren Dialog in Wahrheit und Liebe einzuladen, den die Mutter Kirche über die Zukunft ihrer Töchter weiterführen muss. Zögert dabei nicht zu betonen, dass das kirchliche Lehramt diese Entscheidung nicht als Akt seiner Macht, sondern im Wissen um die Gehorsampflicht gegenüber dem Willen des Herrn der Kirche selbst gefällt hat.“ - Die Ansprachen des Papstes wurden sowohl in der Zeitung „Die Tagespost“ wie auch in der deutschsprachigen Wochenausgabe des „*Osservatore Romano*“ in ihrem vollen Wortlaut veröffentlicht (Odt, 19. und 26.11.1999). Auch Nachrichten mit dem Hauptinhalt der Ansprachen wurden verbreitet.

Nichtsdesoweniger wurde - laut einer DT/KNA-Nachricht - im Februar dieses Jahres vom Berliner diözesanen Pastoralforum der „pastorale Wunsch“ auf Fortsetzung der Diskussion über das Priesteramt für Frauen an den Berliner Erzbischof herangetragen; er möge „dies und den Wunsch auf Änderung der Zulassungsvoraussetzungen zum Sakrament des Ordo mit dem Ziel der Wahlfreiheit zwischen Ehe und Ehelosigkeit für die Weikandidaten der Deutschen Bischofskonferenz den zuständigen Stellen in Rom zur Kenntnis bringen und sich dort für entsprechende Änderungen einsetzen“ (DT, 29.2.00).

Wie ist - sechs Jahre nach „*Ordinatio Sacerdotalis*“! - das Vorbringen eines solchen „pastoralen Wunsches“ noch möglich? Man kann nicht umhin festzustellen, dass die Lehre der Kirche in diesem Punkt (wie leider auch in manchen anderen) von den deutschen Bischöfen nicht deutlich und klar vorgetragen worden ist und „gegenteilige Auffassungen“ wenn überhaupt, dann nicht entschieden genug zurückgewiesen worden sind.

Was ist unter solchen Umständen von diözesanen Pastoralforen und ähnlichen Gremien zu erwarten? Wenn deren Beratungen nicht in Sackgassen und zu Zeitverschwendung, Frust, Enttäuschung führen sollen, schließlich auch zu Spaltung, Sezession und Abfall,

dann müssen die Glaubensgrundlagen *vor* den Beratungen klargestellt werden. Um fruchtbar zu sein, müssen diese Foren vom Glauben ausgehen.

Durch vorhergehende Klärung der Glaubensgrundlagen kann auch vermieden werden, dass mit den Diözesanforen das geschieht, was der Papst in derselben Ansprache erwähnte: dass nämlich „einzelne Gruppen versuchen, durch konzertierte Aktionen und permanenten Druck in der Kirche Änderungen herbeizuführen, die nicht dem Willen Jesu Christi entsprechen“.

Heinz Froitzheim

Professor Leo Scheffczyk 80 Jahre



Vor wenigen Wochen konnte Professor Leo Scheffczyk, ein Freund und Förderer des „Fels“, seinen 80. Geburtstag feiern. Professor Scheffczyk ist trotz der umfangreichen Arbeit zusammen mit Professor Ziegenaus an der „Katholischen Dogmatik“, zusätzlich mit großem Engagement bereit, Vorträge bei den Initiativkreisen katholischer Laien und Priester zu halten, wo er die Zuhörer stets durch fachliche Kompetenz, seine klare römisch-katholische Haltung sowie durch sprachliche Perfektion fasziniert. Die Redaktion des „Fels“ wünscht dem Jubilar noch viele Jahre fruchtbaren Schaffens im Weinberg des Herrn!

Ein neues Konzil?

In einem Interview für die „Frankfurter Allgemeine“ (8.3.2000, S. 53) äußerte sich Joseph Kardinal Ratzinger u.a. zu dem Vorschlag, zwecks Lösung der gegenwärtigen Probleme der Kirche wieder ein Konzil einzuberufen:

Ein Konzil ist immer ein starker Eingriff in den Organismus Kirche. Ich möchte ihn mit einer schweren Operation vergleichen. Insofern muss manchmal durchaus ein solcher Eingriff in einen Organismus stattfinden. Aber man muss sich auch überlegen, dass jeder chirurgische Eingriff zunächst einmal den Organismus in Verwirrung und Komplikationen setzt und nicht automatisch einfache Dinge zur Besserung bringt.

Wir sehen ja - ich denke, das kann empirisch im Ernst niemand leugnen -, welche ungeheure Erschütterung das Zweite Vatikanum in die katholische Kirche und in die Christenheit insgesamt gebracht hat. Solange die Umsetzung dieser Erschütterung ins Positive noch nicht geschafft ist, glaube ich persönlich, dass ein solcher Eingriff im Moment mehr Unruhe schaffen würde, als er lösen und heilen könnte. Was aber notwendig ist, sind vermehrte Konsultations- und Begegnungsmechanismen, die Bischofssynode ist nur einer von ihnen. Ich glaube, dass weniger zentralisierte, weniger spektakuläre Begegnungsformen furchtbarer sind, weil eine intensivere Diskussion möglich ist, weil weniger Pressure von außen her erfolgt und weil eben ruhigere Reifungsprozesse sich vollziehen können. Nach meiner Empfindung sollte heute eher nach weiteren Formen gesucht werden, wie die Kontakte im Weltepiskopat verstärkt werden können, Formen, wie diese Kontakte regionaler Natur dann wiederum miteinander in Verbindung gebracht werden können. So könnte sich längerfristig faktisch so etwas wie ein wirklich ökumenisches Konzil vollziehen, aber in einer ruhigeren Weise der Reifung und der historischen Entfaltung.

Kirche und Steuerreform

„Privileg Kirchensteuer?“ ist der Titel des neuen Heftes der Reihe „Kirche und Gesellschaft“ (Nr. 267, bei: Kath. Sozialwissenschaftliche Zentralstelle, Brandenberger Str. 33, 41065 Mönchengladbach; 16 Seiten, DM 0,50). Dr. Eugen Kleindienst, Bischöflicher Finanzdirektor und Leiter des Referates für wirtschaftliche Angelegenheiten in der Diözese Augsburg, befaßt sich darin mit der Finanzierung der kirchlichen Aufgaben, mit dem deutschen Kirchensteuersystem im Vergleich zu anderen Systeme-

Zeit im Spektrum

men in der Europäischen Union und mit den Folgen der geplanten Steuerreform für die Kirche. Wie soll - bei den zu erwartenden Mindereinnahmen - die Finanzkraft der Kirche erhalten bleiben? Durch eine von der Einkommensteuer abgekoppelte Bemessungsgrundlage für die Kirchensteuer? Durch Erhöhung des Kirchgeldes? Durch Anheben des Kirchensteuerhebesatzes? Kleindienst verweist gegenüber solchen von Politikern vorgeschlagenen Wegen auf eine andere Lösung:

Die naheliegende Schlußfolgerung, dass der Staat in den Bereichen, in denen die Kirche subsidiär freiwillige Leistungen für die ganze Gesellschaft erbringt, der Kirche eine bessere Refinanzierung anbietet, wurde nicht gezogen (...)

Aber kann eine Lösung der Problematik darin bestehen, dass die Mitglieder der Kirchen noch höhere Leistungen erbringen, auch um öffentliche Kassen zu entlasten? In diesem Fall wäre es tatsächlich angemessener, wenn der Staat den durch die Steuergesetzgebung verursachten Verlust an kirchlicher Finanzkraft durch eine wirksame Refinanzierung derjenigen kirchlichen Dienstleistungen ausgleichen würde, die die Kirche subsidiär für die ganze Gesellschaft zur Verfügung stellt. Hier sind namentlich Kindertagesstätten, Schulen, Sozial Einrichtungen, aber auch die Denkmalpflege und Kultur zu nennen. Dies wären auch keine „Privilegien“ für die Kirche, sondern eine im öffentlichen Interesse liegende Mitwirkung des Staates an Investitionen in die Sozialkultur der Gesellschaft, die die Kirche regelmäßig und in großem Umfang vornimmt.

Da die Steuerreform nach wie vor auf der Tagesordnung der Politik steht, bleibt auch die Frage des Kirchensteueraufkommens aktuell. Die Finanzierung kirchlicher Aufgaben durch die Kirchensteuer bleibt auch angesichts gewisser Einnahmerückgänge sowohl systematisch wie auch im Blick auf ihren Ertrag gegenüber anderen Wegen im Vorteil. Die Kirche ist gut beraten, wenn sie dieses Instrument, das die materielle Sicherung ihres Auftrages ermöglicht, auch in kritischeren Situationen bewahrt. Und auch der Staat sollte sich bewußt blei-

ben, was die Kirchen an Sinnorientierung und an unverzichtbaren sozialen Diensten für die Gesellschaft leisten.

Die erste Mißhandlung eines Kindes

In einem Beitrag unter dem Titel „Der demographische Winter Europas“ befaßte sich Weihbischof Andreas Laun von Salzburg mit Ursachen und Folgen des Geburtenrückganges in Europa („Kirche heute“, Nr. 2/2000). Zu dem oft vorgebrachten Argument, jedes Kind habe das Recht, erwünscht zu sein, bemerkte er dort:

Was die Ursachen betrifft, ist die Diagnose mehr als einfach: In Europa redet man seit Jahren nur davon, wie überbevölkert „die“ Erde sei und wie notwendig es ist, Verhütung zu lernen, Verhütung zu üben, Verhütung zu praktizieren. Für die „Verhütungs-Panne Kind“ haben wir ein liberales Abtreibungs-Gesetz. Alle sagen das, die Politiker, die Medien, die Lehrer in der Schule, und auch Geistliche, die dem Zeitgeist verfallen sind. Kinder sollten nur als „Wunsch“-Kinder gezeugt werden, und damit meint man im Grunde Kinder, die ein „persönliches Kinder-Bedürfnis“ abdecken, denn ein „ungewolltes Kind“ müsste man leider misshandeln - das ist doch gut verständlich, nicht wahr? Aber Kinder bedürfen der Liebe, um Liebe und Freude schenken zu können. Die erste Misshandlung ist es, sie als Mittel zur Abdeckung des Kinderwunsches „haben“ zu wollen.

In diesem Zeichen...

Angesichts so mancher Erniedrigung der Kirche in unseren Tagen erinnerte Pater Werenfried van Straaten in seinem Rundbrief „Echo der Liebe“ an die wahre Siegeskraft der Kirche (Echo der Liebe, März 2000, Postfach 1209, D-61452 Königstein).

Sie (die Kirche) erleidet Niederlage auf Niederlage. Sie wird von ihren Feinden verhöhnt und von ihren Kindern in Verruf gebracht. Sie ist die weinende Braut des Schmerzensmannes. Aber sie siegt. Denn unter dem zeretzten Kleid ihrer Niedrigkeit verbirgt sich Christus, der König der Märtyrer, Unterdrückten und Gefangenen. Das sind die Elitetruppen des Gottesreiches. Immer wieder wird das Schwache von Gott auserwählt, um das Starke zu beschämen.

Wenn wir an das Kreuz glauben, müssen wir ruhig bleiben in den Stürmen, die durch unser Herz und über die Welt jagen. Nein, wir dürfen nicht nur mit der eigenen Kraft rechnen oder die Rettung von Großmächten in Ost und West erwarten. Wir müssen auf Gott vertrauen, der

die Mächtigen von ihrem Thron stößt und die Geringen erhebt, der arme Sünder in Seinen Dienst nimmt und ihnen einen neuen Namen gibt, der über allen Namen steht: Es ist der gesegnete Name Jesu Christi, des Friedenskönigs, der durch Sein Kreuz die Welt erlöst hat. In diesem Namen und in diesem Zeichen wird die Kirche auch jetzt siegen. Tut, was in Eurer Schwachheit steht und vertraut auf die Kraft Gottes! Seid demütig und fastet! Der Herr ist mit uns.

Zu fromm?

In seinem Februar-Rundbrief ging Pfr. Dr. Richard Kocher, der Programmdirektor von Radio Neues Europa/Radio Horeb, auf kritische Stimmen ein, welche meinten, sein Sender sei „zu fromm“ (Radio Neues Europa, Haus Nr. 2, D-87538 Balderschwang).

Gelegentlich bekomme ich zu hören, dass unser Sender zu „fromm“ sei. Diese „Kritik“ bezieht sich darauf, dass der Übertragung der Liturgie in unserem Radio oberste Priorität eingeräumt wird. In der Tat ergeben sich einige Stunden, wenn man die Zeiten für die heilige Messe, das Stundengebet, den Rosenkranz und andere Andachtsformen (Kreuzweg, Maiandacht) zusammennimmt. Bei Radio Maria Italien ist genau untersucht worden, zu welchen Zeiten die Hörer den Sender einschalten. Das Ergebnis ist erstaunlich: Wenn man das Zeitschema mit den liturgischen Übertragungen mit den Einschaltquoten vergleicht, kann man erkennen, dass diese bei der Liturgie am höchsten sind. Oft sind sie sogar doppelt so hoch wie bei den anderen Sendungen. Die Menschen wollen an der Liturgie der Kirche teilnehmen. Wir machen bei Radio Horeb die gleiche Erfahrung. Die Rückmeldungen in Form von Hörerbriefen und Anrufen belegen dies.

Als Antwort auf die serbische Aggression im Kosovo und die darauf folgende Kriegserklärung der Nato haben viele Pfarreien Bittgottesdienste für den Frieden abgehalten. Ein Beitrag unsererseits sollte der Rosenkranz am Morgen sein, den wir im Radio vor dem Sendebeginn um 6.00 Uhr so lange beten wollten, bis der Krieg zu Ende ist (...)

Nach dem Ende des Krieges im Kosovo wollten wir den Rosenkranz am Morgen wieder absetzen. Es gingen aber so viele Bitten unserer Zuhörer ein, ihn beizubehalten, dass wir ihn bis zum heutigen Tag um 6.00 Uhr beten. Viele rufen in unserem Studio in Luxemburg an und beten ein Gesätzchen über Telefon mit (unserer Rufnummer dort für Interessenten: 00352-76870). Eine offensichtlich beträchtliche Zahl unserer Zuhörer beginnt den Tag mit dem Rosenkranz. Sie wollen ihn nicht mehr missen. Einige teilten mit,

dass sie dadurch ausgeglichener und ruhiger in den Tag hineingehen und auch schwierige Situationen besser meistern würden. Man ist anders vorbereitet für die Anforderungen des Tages. Hat dieser Rhythmus von Gebet und Aktion nicht auch das öffentliche Wirken des Herrn geprägt (vgl. Mk 1,29-39)?

Vielleicht sollten jene, die allzu schnell das Etikett „fromm“ aufkleben, überlegen, ob das Gebet in ihrem Leben den ihm zustehenden Platz einnimmt. Nur wer im Gebet die Nähe Gottes sucht, kann ihn erfahren und ein authentischer Zeuge sein.

Der spanische Kirchenlehrer und Mystiker Johannes vom Kreuz äußerte sich kritisch über jene, welche die Aktion der Kontemplation überordneten: „Das sollten die ach so Aktiven bedenken, die mit ihrem Gepredige und ihrem ganzen äußerlichen Gewerke der Welt zu dienen meinen. Sie sollten daran denken, dass sie der Kirche vielmehr nützten und Gott vielmehr Freude bereiteten, wenn sie wenigstens einen geringen Teil der dafür verwendeten Zeit betend mit Gott verbringen würden, selbst wenn ihr Gebet noch sehr armselig wäre. Der Zuwachs an geistiger Kraft, den sie darin geschenkt bekämen, würde sie befähigen, mit einer einzigen Aktion mehr - und mit weniger Verausgabung ihrer Kräfte - zu bewirken, als mit ihren tausend anderen. Was sie tun, heißt sich abplagen und doch so gut wie nichts, mitunter überhaupt nichts zustandezubringen, wenn nicht gar Schaden zu machen.“ (Geistlicher Gesang 28,3).

Schlechte Hilfe für Afrika

Der internationale Fidesdienst, der regelmäßig Nachrichten aus der katholischen Welt bringt, berichtet von der Empfängnisverhütungskampagne, die die Industrienationen unter Führung der USA und der UNO den afrikanischen Völkern aufzwingen. Zwei Zeugen, die sich durch ihre Vertrautheit mit den Menschen in Afrika auszeichnen, kommen zu Wort.

Pater Giovanni B. Antonini: „Vor wenigen Wochen habe ich Togo, Benin und Mosambik besucht. Überall sah ich denselben Werbeslogan ‘Kondome gegen Aids’. Ich habe mich darüber gewundert, dass über Tausende von Kilometern hinweg derselbe Werbespruch benutzt wurde, als ob es für ganz Afrika denselben Plan gebe. Wirbt man für die Benutzung des Kondoms als Heilmittel und Vorbeugung gegen Aids, werden die Dinge sehr vereinfacht und dienen nur den Herstellern von Präservativen. Ich fürchte, dass diese Kampagne ein einziges Ziel hat: nämlich die Reduzierung der Bevölkerungszahlen in Afrika. Die Empfängnisverhütung ohne Erziehung und persönli-

che Aufklärung ist lächerlich und illusorisch. In Afrika sind die hohen Geburtenraten durch die hohen Sterberaten bedingt. In Ägypten habe ich eine Leprastation besucht. Die ehemaligen Leprakranken heiraten oft untereinander und haben viele Kinder. Weshalb? Weil das neue Leben ihnen wie eine Revanche gegenüber dem Tod und der Armut erscheint. Man muss Hunger, Krieg und Gewalt durch Erziehung und Hilfsprogramme besiegen, und damit kann auch auf natürliche Weise die Geburtenrate reduziert werden. Statistisch gesehen sind die Geburtenzahlen um so niedriger, je höher der Ausbildungsgrad ist. Die Kirche schlägt deshalb genau das vor: die persönliche Aufklärung und die Vermittlung von Idealen für das Leben. Die Politik bietet nur mechanische Lösungen: die Ausfuhr von Kondomen.“

Schwester Zita: „In Afrika werden Verhütungsmittel an Frauen verteilt, von denen in Amerika bekannt ist, dass sie der Gesundheit schaden. Viele dieser Mittel führen nach längerer Anwendung ohne ärztliche Kontrolle zu Infektionen, Anämie, Trombosen und Bluthochdruck...“ „Die Kampagne führte zu einer Zunahme der Promiskuität unter den jungen Menschen, da Präservative bereits an die Schüler der Grund- und Hauptschulen verteilt werden. Auch die eheliche Treue wurde durch die Verteilung von Kondomen untergraben. Nach einer 25jährigen engmaschigen Verhütungskampagne haben die Zahlen der Aidskranken überall zugenommen. Es gibt Dörfer, in denen nur alte Menschen und Kinder leben. Hunderte von Waisenkindern leben auf den Straßen, wo sie von Almosen leben und oft in Drogengeschäfte verwickelt werden. Es gibt Wege, die nützlicher sind als Kondome: nämlich die ganzheitliche Aufklärung der jungen Menschen und ein verantwortliches Sexualleben sowie kulturelle, gesellschaftliche und wirtschaftliche Angebote für junge Menschen. Die Aidskrankheit bringt Afrika gerade mit Hilfe der Verhütungskampagne um. Im Gegensatz zu dem, was in Europa angenommen wird, ist Afrika unterbevölkert.“ (Fides)

Die Weltgesundheitsorganisation der UNO (WHO) macht folgende Angaben zu Aids:

50 Millionen Menschen wurden weltweit mit dem gefährlichen Virus infiziert. 16 Millionen starben bereits an der Krankheit. 33 Millionen Erkrankte (insbesondere in Afrika und Südostasien) kämpfen um das Leben. Im Jahr 1999 starben 2,6 Millionen an AIDS. 5,6 Millionen steckten sich an. In Afrika sind 2 Millionen Frauen mehr infiziert als Männer. Bis zum Ende des Jahres 2000 wird die Zahl der AIDS-Waisen auf rund 13 Millionen geschätzt.

BÜCHER

Franz Merz, Auf der Suche nach dem verlorenen Sinn - Antworten von Religion und Ideologien; MM Verlag Aachen 1999, 299 Seiten; DM 29,80 / ÖS 218 / SFr 29,80; ISBN 3-928272-09-8

Der Autor schreibt in seinem Vorwort dazu: „Die Kapitel dieses Buches sind entstanden aus vielen Diskussionen mit jungen Menschen in Schule und Jugendgruppen. Ich habe versucht, all die Fragen an die Kirche, die Jugendliche und junge Erwachsene bewegen, in ein System zu bringen und zu beantworten. Ein Stichwortverzeichnis dazu soll rasche Orientierung ermöglichen.“

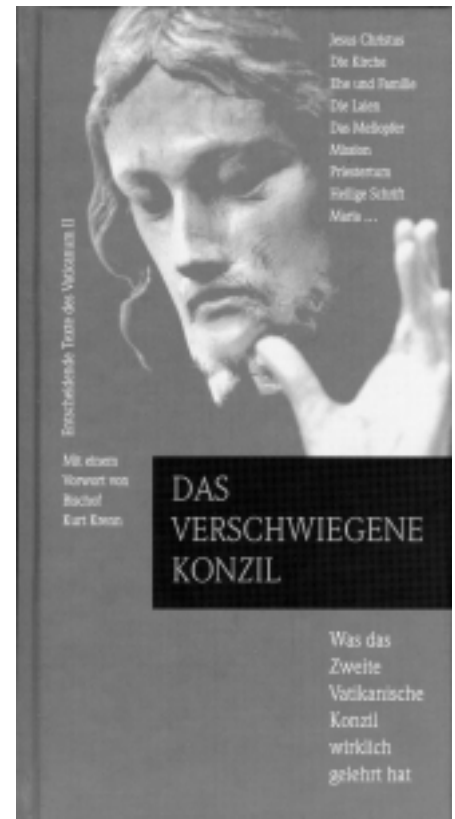
Unschwer läßt sich erkennen, daß Franz Merz seinem Buch die drei Grundfragen jeder Philosophie zugrunde gelegt hat, wie sie Kant formulierte: Was kann ich wissen? (A. Glaube und Vernunft) Was darf ich hoffen? (B. Die Frage nach Gott) Was soll ich tun? (C. Die Frage nach dem Menschen - D. Christliche

Lebens- und Weltgestaltung). Ein 5. Kapitel - E. Das Volk Gottes unterwegs - setzt sich schließlich mit der Rolle der Kirche in einer modernen Welt auseinander.

Franz Merz schrieb dieses Buch, weil ihn die erschreckende religiöse Unwissenheit und Orientierungslosigkeit vieler - auch akademisch gebildeter - Christen, wie sie im Zusammenhang mit „KirchenVolksBegehren“ und „Scheindebatte“ offenkundig geworden sind, dazu veranlaßte. Er wollte das nötige Glaubenswissen in Erinnerung rufen, das zu Standfestigkeit und Kirchentreue in unserer wirren Zeit notwendig erscheint. Dabei will er „fundamental katholisch“ sein und sich an alle jene richten, die durch die Zeitverhältnisse im Glauben verunsichert worden sind.

Dieses Buch kann vor allem Jugendlichen und jungen Erwachsenen empfohlen werden, aber auch Eltern, die mit Sorge feststellen müssen, wie ihre heranwachsenden Söhne und Töchter sich von Glaube und Kirche distanzieren.

Robert Kramer



Werner Schmid: „Das verschwiegene Konzil“ - was das Zweite Vatikanische Konzil wirklich gelehrt hat“, Verlag St. Josef, A-3107 Kleinrain 6, 1999, ISBN 3-901853-03-0, S. 317, DM 36,-, 263 ÖS

Papst Johannes Paul II. hält es für eine Hauptaufgabe seines Pontifikates, die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils umzusetzen. Der HI. Vater begegnet dabei Widerständen ganz unterschiedlicher Herkunft und Art. Das ist einmal die fehlende Bereitschaft, die Konzilstexte in Predigt und Katechese, sowie in der kirchlichen Bildungsarbeit aufzugreifen. Dies wird mit dem Haupttitel des Buches „Das verschwiegene Konzil“ angesprochen. Eine andere Form des Widerstandes ist in den Versuchen zu sehen, das Konzil umzudeuten, wobei man sich dann häufig auf den „Geist des Konzils“ beruft, um so das Konzil für bestimmte Zwecke instrumentalisieren zu können. Der Untertitel des vorliegenden Werks „Was das Zweite Vatikanische Konzil wirklich gelehrt hat“, trägt dem Rechnung und gibt dem Leser Hilfen an die Hand, solchen verfälschenden Uminterpretationen entgegenzutreten. Durch die Manipulationsversuche derer, die eine andere Kirche wollen, sind selbst kirchentreue Katholiken in ihrer Haltung zum Zweiten Vatikanischen Konzil verunsichert worden.

Ihnen sagt Bischof Kurt Krenn in seinem Vorwort zum vorliegenden Werk: Eine Irrtumsvermutung bezüglich der Lehren des Zweiten Vatikanischen Konzils ist absolut unbegründet und widerspricht der unfehlbaren Natur der Glaubenslehre der Kirche“.

Das Buch ist so konzipiert, dass we-



Rainer Beckmann: Der Streit um den Beratungsschein. Naumann-Verlag, Würzburg 2000. 256 Seiten. DM 22,80/ öS 166,-/ sFr 21,-. ISBN 3-88567-085-2.

Wer (moraltheo-)logisch denken kann, dem dürfte seit langem klar sein, dass Erzbischof Dyba bereits seit 1993 in der Frage der Schwangerschaftskonfliktberatung den einzig vertretbaren Weg gegangen ist. Der jahrelange Streit zwischen dem Papst und den deutschen Bischöfen sowie innerhalb des deutschen Episkopates hat die Kirche in Deutschland in eine ihrer schwersten Krisen ge-

stürzt - dies ist aber weder dem Papst noch dem Fuldaer Bischof anzulasten. Die Krise, die noch lange nicht ausgestanden ist, zu dokumentieren und aufzuarbeiten - dieser schwierigen, schmerzvollen, aber höchst notwendigen Aufgabe hat sich der Jurist Rainer Beckmann, Sprecher des Initiativkreises in Würzburg unterzogen. Mit sprachlicher Präzision analysiert Beckmann in allgemeinverständlicher Weise, wie die Ausstellung des Beratungsscheines juristisch und moraltheologisch zu bewerten ist. Er untersucht zugleich, ob die katholische Kirche in Deutschland bislang an einer ethisch zu missbilligenden Tat, der Tötung ungeborener Kinder, formal mitgewirkt hat. Beckmann beschreibt, wie der Papst mit bewundernswerter Geduld jahrelang darum gerungen hat, die deutschen Bischöfe zur Einsicht zu führen, aber letztlich erfahren musste, dass sein Ziel nur erreichbar war, indem er mit primatialer Gewalt den bischöflichen Gehorsam einforderte. Das Buch dokumentiert, wie Bischof Lehmann vorging, um seine bischöflichen Mitbrüder auf seine Linie zu bringen, obgleich ihm der Wille des Papstes völlig klar war, und wie er dennoch das Gespött der Medien ernten musste. Trotz aller juristischen Nüchternheit: ein spannendes Buch - geradezu ein kirchlicher Krimi. Zugleich ein trauriges Zeitzeugnis, das dokumentiert, dass auch Bischöfen das rechte Handeln oftmals schwer fällt, aber auch ein optimistisches Buch, das aufzeigt, wie die Kirche in Deutschland in Zukunft derartiger Fehler vermeiden kann.

Sabine Düren

sentliche Konzilstexte zu den Stichworten Jesus Christus, Kirche, Bischöfe, Priester, Liturgie, Offenbarung, Mensch, Ehe und Familie, Laien, Mission, Ökumenismus, Ordensleben und zur Jungfrau Maria vorgelegt werden. Die Sprache ist knapp, präzise und gut verständlich. Das Werk ist darüberhinaus optisch ansprechend und von einem handlichen Format. Empfehlenswert!

Hubert Gindert

Wolfgang F. Rothe: Lasset uns beten. 120 Fürbittformulare für alle Tage des Kirchenjahres. Verlagsdruckerei Josef Kral, Abensberg. 152 Seiten DM 19,80.

Als Seelsorger ist man immer auf der Suche nach guten Büchern mit Fürbitten. Zu oft legt man die Textvorschläge enttäuscht zur Seite. Denn fast immer wieder erscheinen Fürbittbücher, die kaum über den Tellerrand des Innerweltlichen hinausblicken; immer wieder ist die ermüdende Rede von der Ebene des Menschlichen, während das Göttliche zu kurz kommt.

Das Buch Rothers „Lasset uns beten“ zeigt schon durch den Titel an, dass hier Fürbitten geboten werden, die wirklich Gebet sein möchten und nicht Aufrufe zu innerweltlichen Tun, garniert mit einer gehörigen Portion von Weltschmerz.

Wohlthuend ist es, dass seit der Liturgiereform gerne gemiedene Begriffe wie „Opfer“ oder „Seele“ in den Fürbittengebeten wieder zur Geltung kommen - in vollständiger Übereinstimmung mit der Lehre der Kirche. Tut es nicht einfach gut, wenn z.B. im Formular „Begräbnis eines Priesters“ zu hören ist, dass der Priester mit einer „...unverlierbaren Würde...“ (142) ausgestattet ist?

Die Fürbitten richten sich nicht nur an Erwachsene, sondern auch an Erstkommunionkinder und Firmlinge. Die Fürbitten zur Firmung (147) nennen die sieben Gaben des Hl. Geistes, die ja auch in der Firmliturgie vorgelesen werden; die Fürbitten am Tag der Ersten Heiligen Kommunion meiden das landläufig übliche und mißverständliche „Heilige Brot“ zugunsten des exakten Begriffes „... das hochheilige Sakrament des Leibes und Blutes Christi...“.

In einer ausführlichen Einleitung legt der Autor dar, nach welchen Kriterien er das Buch gestaltet hat: „Die vorliegenden Fürbitten sprechen daher ganz bewußt die Sprache der Liturgie, um in Geist und Form auf dem bewährten Fundament der Tradition liturgischen Betens in der Römischen Kirche aufzubauen“ (13).

Dem Büchlein ist weite Verbreitung zu wünschen; bei der Neuauflage, die sicher bald fällig sein wird, sollte ein etwas festerer Einband vorgezogen werden, damit das Buch mehr in den liturgischen Rahmen paßt.

Joseph Overath

Anmerkungen zum Ergebnis der Generalversammlung der Petrusbruderschaft vom 8. bis 11. Februar in Rocca di Papa bei Rom

Die Generalversammlung der Priesterbruderschaft St. Petrus, die vom 8. bis 11. Februar in Rocca di Papa stattfand, um eine Lösung des internen, im Rekurs von 16 Mitbrüdern kulminierenden Konflikts zu finden, zeitigte ein Ergebnis, das wir erst nach einer Zeit der Reifung und Bestätigung mitteilen wollten. Seine vorzeitige und unautorisierte Veröffentlichung in einigen Presseorganen machen jedoch jetzt bereits einige erklärende Anmerkungen zur Natur der gefundenen „Lösung“ notwendig.

Der Kern des Kompromisses zwischen den Rekurrierenden, die auf einer fallweisen Zelebration im neuen Ritus bestanden, und dem Rest der Petrusbruderschaft (dazu gehören die Leitung, die Mehrheit und sämtliche Gründungsmitglieder) läßt sich auf die Aussage reduzieren, dass man sich verpflichtet hat, von dem Recht, nach dem Missale Pauls VI. zu zelebrieren, keinen Gebrauch zu machen außer bei der Ölweihmesse des Bischofs.

Um die Natur dieses Kompromisses zu verstehen, muß man die rechtliche Ausgangslage in Betracht ziehen. Durch die offizielle Antwort der Gottesdienstkongregation vom 3. Juli 1999 stand fest, dass vom kirchenrechtlichen Standpunkt aus alle Priester der Petrusbruderschaft an und für sich das Recht haben, fallweise im neuen Ritus zu zelebrieren. Der Generalobere hat nicht das Recht, dies zu verbieten.

Auf der anderen Seite stand und steht die Gründungsidee: Die Gründer wollten mit der Priesterbruderschaft St. Petrus eine Gemeinschaft gründen, die ausschließlich im alten Ritus zelebriert. Rom gab ihr dazu die Möglichkeit, indem es allen Mitgliedern das Recht zugestand (nicht aber die Pflicht auferlegte), im alten Ritus zu zelebrieren. Dieses Recht hebt aber gemäß der Antwort der Gottesdienstkongregation das Recht, fallweise im neuen Ritus zu zelebrieren, nicht auf.

Da aufgrund dieser Sachlage die Verwirklichung der Gründungsidee durch den Generaloberen kirchenrechtlich nicht erzwungen werden kann, blieb als einzige Alternative der Weg der freiwilligen Selbstverpflichtung durch die Mitglieder. Auf diesen Weg hat man sich bei der Generalversammlung geeinigt. Von dieser freiwilligen Selbstverpflichtung ist lediglich die einmal im Jahr stattfindende Konzelebration zur Ölweihmesse

ausgenommen. Diese Konzelebration bleibt freigestellt, und jedes Mitglied der Petrusbruderschaft kann sich in diesem Punkt nach seiner Überzeugung entscheiden.

Die der Piusbruderschaft nahestehende „Kirchliche Umschau“ schreibt, dass der Generalobere den Mitgliedern die Konzelebration am Gründonnerstag erlaubt habe. „Erlauben“ heißt „das Recht gewähren“, das aber besitzen jene schon. Der Generalobere kann die Konzelebration weder erlauben noch verbieten. Auch die Meinung, der Generalobere hätte jene Mitglieder, die nach dem neuen Ritus zelebrieren, ausschließen können und sollen, zeugt von einer naiven und realitätsfernen Auffassung des Kirchenrechts. Ein Ausschluß ist nur möglich aufgrund eines Vergehens, das auch kirchenrechtlich als Vergehen anerkannt ist. Davon kann aber beim Gebrauch eines Rechts, welches das Kirchenrecht gewährt, nicht die Rede sein.

Der gefundene Kompromiß ist der relativ bestmögliche. Er sichert unseren Priestern das vom II. Vatikanum eingeräumte Recht auf Einzelzelebration (Liturgiekonstitution Nr. 57, §2, 2) gegen den Druck zur Konzelebration und gewährt vor allem den Gläubigen, die unsere Gottesdienste besuchen, die Sicherheit, weiterhin an der hl. Messe nach dem Missale, wie es 1962 in Gebrauch war, teilzunehmen und vor liturgischen Überraschungen sicher zu sein. An der liturgischen Praxis vor Ort wird sich durch die Tatsache, dass einmal im Jahr dieser oder jener Priester (vor allem in Frankreich) bei der Ölweihmesse des Bischofs konzelebriert, nirgends etwas ändern.

Auf der anderen Seite handelt es sich um einen Kompromiß, den nur jene kategorisch und absolut ablehnen können, die den neuen Meßritus als in sich schlecht ansehen, wie es die Priesterbruderschaft St. Pius X. tut. Diese Ansicht ist vom ekklesiologischen Standpunkt aus unhaltbar und bis jetzt von Seiten der Piusbruderschaft nie überzeugend begründet worden.

Der gefundene Kompromiß bedeutet also kein Umkippen in den Biritualismus und auch keine Rücknahme unserer Vorbehalte und Kritik an der Liturgiereform, die wir weiterhin sachlich, loyal und aus tiefer Sorge um die Kirche formulieren und vorbringen wollen.

P. Engelbert Recktenwald

Nachrichten

15 Neupriester in St. Pölten

In der Diözese von Bischof Kurt Krenn gibt es diesem Jahr 15 Neupriester. St Pölten eine vergleichsweise kleine Diözese steht damit im Vergleich zu den übrigen österreichischen Diözesen hervorragend da. Die gute Saat geht auf!

Priester aus dem Initiativkreis Paderborn

Andreas Moe, Mitbegründer und 2. Vorsitzender des Initiativkreis Paderborn wurde am 20. Februar 2000 in seiner Heimatgemeinde Möhnsee-Körbecke zum Priester geweiht. Am 27. Februar konnte Andreas Moe in der Pfarrkirche St. Caecilia zu Westönnen seine Primiz feiern. Die gesamte Initiativkreisfamilie freut sich über den ersten Priester aus ihren Reihen und wünscht Gottes reichen Segen für seine priesterliche Tätigkeit.

Initiativkreis Rottenburg gegründet: Letzte Lücke in Süddeutschland geschlossen

In der Diözese Rottenburg wurde ein neuer Initiativkreis katholischer Laien und Priester gegründet. Vorläufiger Leiter dieses Initiativkreises wurde Prof. Dr. Roland Süßmuth, Am Buchenhain 18, 72622 Nürtingen; Tel. 07022/43135.

IKW Nr.2/2000

Vorlesungsverzeichnis der Gustav-Siewerth-Akademie

Das Verzeichnis der Vorlesungen und Hochschultagungen der staatlich anerkannten wissenschaftlichen Hochschule „Gustav-Siewerth-Akademie“ für das Sommersemester 2000 kann unter Tef.Nr. 07755-364, Fax 07755-80109 oder schriftlich am Sekretariat 79809 Weilheim-Bierbrunn angefordert werden.

Vatikan fordert freien Zugang zu den heiligen Stätten

Der Vatikan hat Garantien für einen freien und ungehinderten Zugang zu den

heiligen Stätten von Bethlehem gefordert. Von Bethlehem sei mit der Geburt Christi vor 2000 Jahren eine Friedensbotschaft an die ganze Welt ergangen.

SKS 2/2000

Nicaragua führt „Tag der ungeborenen“ ein

Rom, 15. Februar (ZENIT.org) - Nicaragua hat offiziell den 25. März zum „Nationalen Tag des Ungeborenen“ erklärt. Die Idee zu einem Feiertag für die Rechte der Ungeborenen kam in Argentinien auf, und Johannes Paul II. hat dem bei mehreren Gelegenheiten beigepllichtet.

VERANSTALTUNGEN

Meßfeiern im alten Ritus

gemäß Altritus-Indult und Motuproprio „Ecclesia Dei“ siehe Heft 7/1999, S. 235

Belgien:

Niel-bij-AS: Kapelle St. Michael, jd. So. 10.00 Uhr jd. Wo.tag 18.30 Uhr, Zelebrant: Prof. Dr. K. Isakker.

Bierbeek (Leuven): Kapelle Maranate, jd- So. 10.00 Uhr, Mo. u. Mi. 19.00 Uhr, Zelebrant: Pfr. Rasad oder Pfr. Duroisin.

Niederlande:

Heusden: (bei Den Bosch): Kapelle St. Joseph, jd. So. 10.00 Uhr, jd. Wo.tag, Zelebrant: Pfr. J.H. Hendriks, Info: 0031416663379.

Sühnenacht/Sühneanbetung

Alle regelmäßig stattfindenden Veranstaltungen siehe Heft 12/1999 S. 379

Aachen: 1.4., Münsterplatz, Mariensäule, Ro.kr. 17.00 Uhr; 8.4., Sühnenacht im Kind-Jesu-Kloster, 19.30 Uhr-1.00 Uhr; 10.4., Euchar. Sühneandacht, Kloster Preusweg 2, 15.00-17.00 Uhr; 28.4., Herz-Jesu-Kirche, Euch. Sühneandacht, 17.00 Uhr;

8./9.4.2000, Kapelle d. Kind-Jesu-Schwester, Auss. d. Allerh., Hl. Messe, Gebetsstd. ab 19.30 Uhr.; jd. Do. Theresienkirche Fatima-Ro.kr. u. hl. Messe Beginn: 18.30 Uhr
Berlin: 8.4.2000, 9.30 Uhr Sühnesa., 27.4., 18.00 Uhr MPB Zönakel Helferkreis, 30.4., 15.00 Uhr Kinder MPB, St. Norbert, Hinweise: 030/4964230

Hannover: 8.4.2000, Pfarrkirche Maria Trost, Beginn 8.00 Uhr, Rosenkr., 9.30 Uhr Hl. Messe, anschl. Auss. u. Beichtgel. Ende ca. 16.00 Uhr Rückfragen 0511/494605

Königstein: 7.4.2000, Heilungsgottesdienst, Klosterkirche d. Ursulinen, 17.00 Uhr Beichtgel., 17.30 Rosenkranz, 18.00 Uhr, Eucharistiefeier, Hinweise: T/F: 06174/4419

Letter b. Hannover: 1.4.00, St. Maria Rosenkranz, euchar. Anbet. Hinweise: 05131-6885

Leuterod/Ötzingen: 25.4.2000, mtl. Treffen der Mitgl. d. Marian. Segenskreises, Maria-Hilf-Kirche; Sühnegebetstd., Eucharistiefeier, Predigt, Beichte, euch. Anbet. v. 18.00 - 20.00 Uhr, m. Pfr. R. Lambert.

Venningen: 1.4.00, ab 20.00 Uhr, Engel d. Herrn, Ro.kr., Hl. Messe, Auss. d. Allerh. sakr. Seg.; Hinweise: 06324-64274

Wietmarschen: 8.4.00, 15.00 Uhr St. Vinzenzhaus Neuenhaus, Marienvesper 17.00 Uhr, Komplet; 13.4.00 Einkehrtag in Endel-Vilsbeck, Haus Marienstein 10.00 - 18.00 Uhr, Hinweise: 05921-15291

Würzburg: 15./16.4.2000, Anbet.- u. Sühnenacht, Heilig-Geist-Kirche, von Sa. 17.30 Uhr bis So. 01.00 Uhr; 8.4.2000, Zönakel der Marian. Priesterbew., Schw. des Erlösers, Erbachergasse 4-6; Beginn 14.00 Uhr-16.30 Uhr.

Nächtliche Anbetung in Oberhaid

15./16.4.2000 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg. 20.30 Uhr Beg. d. Anbet.std., Beichtgel., 21.30 Uhr hl. Amt zu Ehren der Mutter Gottes, 24.00 Uhr lat. Choralamt, 4.30 Uhr hl. Messe, Ende 5.30 Uhr;

Exerziten:

7.4. - 16.4.00, Medjugorje, Exerziten mit Heilungsgebet mit P. Joseph K. Bill V.C. Information: Tel.: 06544-242

8.4., 9.00 - 16.30 Uhr, Königstein/Taunus, Aula d. Angela-Schule, m. P. Montfort; Hinweise: 06174-4419

30.3. - 3.4.2000, Kloster Schloß Brandenburg, 98165 Dietenheim-Reggisweiler, Tel.: 07347-9550.

Osterexerziten f. Jungen ab 12; 24.-29.4. Renchtalmühle/Nordschwarzw. Leitung: Pfr. GR. H. Leon, Hinweise: 07806-1485

Männer-Exerziten: 5.5. - 9.5.00, Kloster Maria-Engelpfort, Thema: Herz Gottes, Leitung: P. J. Chr. Trummet CMM; 7.5.00, 10.30 Uhr Pontifikalamt, Thema: Der Pulsschlag des Ewigen Herzens: Die Allerheiligste Dreifaltigkeit, Zelebrant: H.H. Abt Dr. Th. Niggel OSB; Anmeldung: Tel.: 0231-593167.

Ölbergandachten mit Fastenpredigt:

Stadtpfarrkirche St. Peter zu München, 7.4., Römisch-katholisch?, 14.4. Sind wir auf uns selbst gestellt?; Beginn jew. 18.00 Uhr, Prediger: Prof. DDr. A. Ziegenaus

Ferienfreizeiten:

Jungen: (10-13 Jahren) 25.4. - 29.4.00, Odenwald, Thema: Christus, mein König, **Mädchen:** (13-17 Jahren) 25.4. - 29.4.00, Oberpfalz, Thema: Jesus Christus, unser Erlöser, Anmeldung: P. M. Ramm FSSP, Tel.: 0221-9435425

Pro Missa Tridentina: 10.4.00, 19.00 Uhr, Saal d. Restaurants Rhaetenhaus, München, H.H. P. D. Eichhorn FSSP: Die römische Liturgie als Abbild des Himmels, Hinweise: 089-263831

26.4. - 29.4.2000, Thema: „Ut unum sint“ (Joh 17,11) Vielfalt in der Einheit (Veranstalter: IK Münster); Bildungszentrum Priesterhaus Kevelaer; Referenten: Prof. Dr. J. Piegsa MSF, OStR i.R. H. Reißner, Dr. G. Hintzen, Prof. Dr. L. Scheffczyk, Dr. A. Püttmann, Prof. Dr. J. Stöhr, Prof. Dr. K. Motschmann, Prof. DDr. R. Prantner, Dr. H.-L. Barth, Dr. T. Goritschewa. Hinweise: Tel.: 02542-98434, Fax: 02542-98436.

Initiativkreise

Aachen: 9.4.00, 17.00 Uhr, Büsbach, Pfr. J. Urth: Die Krise der Kirche in Deutschland - eine zweite Reformation? Hinweise: Fax: 02441-1021

Augsburg: 9.4.2000, Hotel Riegele, 15.00 Uhr, Dr. D. Berger: Verlust des Übernatürlichen. Die Auswirkungen der Theologie Karl Rahners, zuvor 10.00 Uhr hl. Messe im klass. röm. Ritus, St. Margareth; Hinweise: Tel.: 08249/90104.

Berlin: Kardinal-Bengsch-Kreis: 12.4.2000, 20.00 Uhr, A. Püttmann: Leben Christen anders? Hinweise: 030-8731840.

Hamburg: 28.4.00, 19.30 Uhr, Haus d. kirchl. Dienste, Msgr. Prof. DDr. L. Scheffczyk: Das bleibend Katholische im ökumenischen Gespräch, zuvor 18.30 Uhr hl. Messe, Mariä Himmelfahrt; Hinweise: 04532-281428.

Regensburg: 11.4.00, 19.00 Uhr, Antoniushaus, Prof. Dr. Wolfgang Waldstein: Das Turiner Grabtuch - Neue wissenschaftliche Erkenntnisse - mit Lichtbildern; Zuvor 19.30 Uhr Rosenkranz. Hinweise: 0941-997489.

Speyer: 9.4.00, 15.30 Uhr, Aula Bistums- haus St. Ludwig, Pfr. E. Stabel: Kehrt um und glaubt an die frohe Botschaft! Zuvor 15.00 Uhr Gebet in d. Kirche, Hinweise: 0621-665698.

Innsbruck: 8.4.00, Sr. Hutt: 1. Die Bedeutung des kostbaren Blutes, 2. Der hl. Charbel Makhlouf vom Libanon Hinweise: A. Hüttner, Andreas Hoferstr. 2, A-6500 Landeck

Gebetsmeinung des Hl. Vaters April 2000

1. daß Flüchtlinge und Einwanderer in der Art, wie sie von Christen aufgenommen werden, die Güte Gottes, des Vaters aller Menschen erfahren.

2. daß die durch Zwietracht und Bruderkrieg zerissenen Völker Afrikas aus dem Evangelium die Kraft schöpfen, Rachedenken zu überwinden und die Herzen zur Versöhnung zu öffnen.

Forum der Leser

„Beratung ohne Schein“ Aufgabe katholischer Beratungsstellen kann es nicht sein, sich für das ungeborene Leben einzusetzen, wenn die Mutter von sich aus auf die Ausstellung des Beratungsscheines verzichtet, und ansonsten den zur Tötung berechtigenden Schein auszustellen, wie dies bei „Donum Vitae“ vorgesehen ist. Der kirchliche Auftrag kann nur der uneingeschränkte Einsatz für das Leben sein und der Mutter hierzu jede nur mögliche Beratung und Hilfe zuteil werden zu lassen. Diesem Ziel hat sich die nunmehr gegründete Initiative Schwangerenfonds „Kultur des Lebens“ der gemeinnützigen Stiftung „ja zum Leben“ verschrieben, so, wie es schließlich dem großen Anliegen des Papstes von jeher entspricht. Gebe Gott, daß dem Schwangerenfonds die notwendigen Mittel zufließen, um allen rat- und hilfesuchenden Frauen Mut und Zuversicht für ein Leben mit dem Kind geben zu können. Dann wird der Schwangerenfonds wahrhaftig zu einem Geschenk des Lebens, das diesen Namen auch verdient.“

August Berr
81829 München

Die Vergebungsbite des Papstes

Die Schlichtheit, die Demut, die Aufrichtigkeit und die Tiefe des Glaubens überzeugten, als der Heilige Vater mit den Kardinälen die Söhne und Töchter der Kirche, die im Laufe des vergangenen Jahrtausends durch ihre Sünden das Antlitz der Kirche verdunkelten, der Barmherzigkeit Gottes empfahl. Auch die Gegenwart wurde nicht ausgelassen. Daß sich dieser Vergebungsbite auch viele Bischöfe international angeschlossen haben, zeugt von der Einheit der katholischen Kirche und davon, daß die Kirche weiß, daß Gott allein der ist, der die Herzen der Menschen kennt. Vor seinem Richterstuhl muß sich jeder verantworten.

Natürlich waren besonders die Medien gespannt, was sie denn anschließend berichten könnten. In keinem der Kommentare, die ich gelesen habe, war vermerkt, daß der Papst zuvor in seiner Ansprache auch sagte, „wir vergeben“.

Wenn man nämlich die Geschichte durchblättert, dann gibt es kein Jahrhundert, in dem nicht Katholiken wegen ihres Glaubens umgebracht wurden. So wie der Papst für die ganze Kirche um Vergebung bittet, so spricht er auch die Vergebung der Kirche für andere aus, die sich an der Kirche versündigt haben, noch ehe diese um Vergebung bitten.

Es fällt auf, daß viele Kommentatoren nur selektiv aufnehmen. Die Vergebungsbite, die uns heutige Menschen betrifft (Anklagen, die in fünfzig oder hundert Jahren unsere Nachfahren vorbringen werden) wurde ausgespart. dpa übergeht z. B. vollständig folgende Passage: „Wie oft haben dich (Gott unser Vater) auch die Christen nicht wiedererkannt ... in den gerade am Anfang ihrer Existenz schutzlos Ausgelieferten. Für all jene, die Unrecht getan haben, indem sie auf Reichtum und Macht setzten und mit Verachtung die „Kleinen“ strafte, die dir so am Herzen liegen, bitten wir um Vergebung.“ Hier wurde an die ungeborenen Kinder erinnert, die man im Mutterleib tötet und die zu Forschungszwecken mißbraucht werden. Um Vergebung wurde für alle gebetet, die sich in die unsägliche Abtreibungsmaschinerie einbinden ließen und immer noch lassen.

Gerhard Stumpf

Programmtips Radio Horeb im April 2000

Lebenshilfe (Mo-Sa 10 Uhr):

28.04. Christen und Juden. Pius XII im Kampf gegen den Nationalsozialismus; mit Weihbischof Dr. Andreas Laun

Spiritualität (Mo- Sa 15 Uhr):

13.04. Schattenboxen wider den Glauben? Konservativ versus progressiv; mit Pfr. Dr. Richard Kocher.

Credo (Mo-Do 20.30 Uhr):

03.04. Die Person Jesu Christi in den synoptischen Evangelien; mit Prof. DDr. Anton Ziegenaus.

Empfang:

über Satellit (bundesweit):

analog: Pro 7, audio 7,38 MHz, v, mono
digital (ADR): ZDF, audio 7,56, h, mono
über Kabel: München 89,6 MHz
Augsburg 106,45 MHz
Regensburg 101,8 MHz
Rosenheim 101,5 MHz
Kempten 103,6 MHz
Passau 106,35 MHz

sowie in weiten Teilen Österreichs und der Schweiz

Auskunft und Programmorschau:

Tel: 08323-967525, Fax: 08323-967520



Am 20. April 1999 hat ein Massenmord in einer Schule in Littleton im Staate Colorado (USA) die Welt geschockt. Während man hier kaum etwas erfahren hat, haben die Medien in den USA den Fall eines 17-jährigen

Mädchens aufgegriffen, das bei dem Massaker ums Leben kam und inzwischen von vielen Gläubigen als Märtyrerin verehrt wird. Als einer der jugendlichen Mörder mit schußbereitem Gewehr auf das Mädchen Cassie Bernalie zunging und fragte: „Und du, glaubst du an Gott?“ wartete sie ein paar Augenblicke, so als wolle sie noch einmal in diesem Leben durchatmen. Dann antwortete sie, wissend, was das für sie bedeutete: „Ja“. „Warum?“ höhnte der Mörder noch einmal kurz und schoß sie nieder. Am Sonntag zuvor hatte Cassie Bernalie nach der hl. Messe einen kurzen Text verfaßt, den ihr Bruder nach ihrem Tod entdeckte. Der Text lautete:

„Ich habe mich entschlossen, allem zu entsagen. Ich habe erkannt, dass mein einziger Weg darin besteht, Jesus wirklich kennenzulernen und jene Kraft zu erfahren, die ihn vom

Ein Glaubenszeugnis unserer Tage

Tode zum Leben erweckt hat. Ich möchte wissen, was es heißt mit Ihm zu leiden und mit Ihm zu sterben. Dann werde ich jenen angehören, denen nach dem Tode die Frische eines neuen Lebens zuteil wird.“ Wie ernst hat sie diese Worte genommen und wie ernst hat auch Gott dieses siebzehnjährige Mädchen beim Wort genommen!

Pater Bernhard Gerstle

Fürchtet euch nicht, wer sich vor den Menschen zu mir bekennt, zu dem werde ich mich auch vor meinem Vater im Himmel bekennen. Wer mich aber vor den Menschen verleugnet, den werde ich auch vor meinem Vater verleugnen.

(Math. 10,31-32)